

Österreichische Postsparkasse

Wochenblatt für das werktätige Volk ★ Mit der Beilage „Die Quelle“

Bezugsbedingungen: Für Deutschösterreich monatlich S 1.—, vierteljährlich S 3.—, Einzelnummer 25 Groschen
Es wird gebeten, das Abonnement im voraus zu bezahlen
Telephon: St. Pölten Nr. 76 • Postcheckkonto 175.831

Amstetten-Waidhofen
7. Juli 1928.

Redaktion und Verwaltung: St. Pölten, Seßstr. 6
Unfrankierte Briefe können nicht angenommen werden
Anonyme Zuschriften können nicht berücksichtigt werden
Telephon: St. Pölten Nr. 76 • Postcheckkonto 175.831

167 Millionen Schilling Abgang bei der Postsparkasse. Getreidezoll oder Industrieförderung? Unser Verhältnis zur kleinen Entente.

Der Nationalrat hielt am Dienstag, den 26. und Mittwoch, den 27. Juni Sitzungen. Zunächst gelangte ein Gesetz zum Schutz der Naturhöhlen zur Beratung.

Abgeordneter Müllerer Soz. zeigt dabei auf, wie selbst die einfachsten und selbstverständlichsten Dinge durch die bürgerliche Mehrheit erschwert werden. Die Sozialdemokraten sind für den Höhlenschutz. Klarzustellen war nur, ob die Gesetzgebung in die Kompetenz des Bundes oder der Länder fällt. Der landwirtschaftliche Ausschuss hat einstimmig beschlossen, daß der Verfassungsgerichtshof zur Entscheidung über diese Frage angerufen werde. Der Ministerrat hat aber die Ausführung des Beschlusses abgelehnt und Herr Seipel meinte, das sei ein neues Mittel der Opposition, Obstruktion zu machen. Das sagt der Bundeskanzler, der schon wiederholt durch die Art wie die Mehrheit Gesetze macht, Niederlagen erlitten hat. Schließlich mußte sich die Mehrheit doch davon überzeugen, daß der Schutz der Naturhöhlen nicht unter den Denkmalschutz fällt und hat durch Aufnahme einer Verfassungsbestimmung die Kompetenzfrage des Bundes klargestellt. Die Sozialdemokraten werden daher für das vorliegende Gesetz stimmen. (Beifall).

Das Gesetz wird hierauf beschlossen. Nun gelangt eine dringliche Anfrage der Sozialdemokraten über den Abgang bei der Postsparkasse zur Verhandlung. Es hat sich nämlich herausgestellt, daß der Verlust der Postsparkasse aus den verschiedenen schmutzigen Geschäften, die sie eingegangen ist und die den Staat so schwer geschädigt haben, nicht 125 Millionen Schilling wie feinerzeit behauptet wurde, betragen, sondern der Abgang ist mit Ende 1927 in Wahrheit rund 167 Millionen Schilling. Der Finanzminister hat also nicht nur dem Berichterstatter Dr. Odehnal, nicht die volle Wahrheit gesagt, sondern auch den Nationalrat angelogen, denn er mußte wissen, daß der Verlust, der aus den verschiedenen Spekulationsgeschäften entstanden ist, tatsächlich höher ist, als er angegeben hat. Aber mit dieser Mehrheit, die weder einen Willen hat, noch ein Wort der Kritik findet, kann sich Herr Kienböck eben alles erlauben. Es fragt sich nur, wie lange die Republik die „christlichsozialen Sauwirtschaft“

aushält: Den Ländern und Gemeinden, die sich in schwerer Notlage befinden, wird jede mögliche Schwierigkeit bereitet, wenn sie ihre Einnahmen erhöhen wollen; Herr Kienböck verweigert den Ländern höhere Zuschüsse für die im Landesdienst tätigen Bundesbeamten, oder will den Ländern für einen Betrag von 5 Millionen Schilling ihr Selbständiges Budgetrecht rauben; hier aber werden hunderte Millionen Schilling Steuergelder buchstäblich vergeudet!

In einer glänzenden Rede, die vom ganzen Hause mit größter Spannung angehört wurde, rechnete

Dr. Danneberg mit dieser Wirtschaft ab. Es ist ein Schohn für jeden rechtlich denkenden Menschen, was sich da seit Jahr und Tag in der Postsparkassenaffäre vollzieht. Unsere Forderung, daß man da das Bankhaftungsgesetz anwende, ist immer mit einem Achselzucken beantwortet worden. Alle Verbrechen blieben ungeführt. Die „kleinen Diebe hängt man“ und die Großen läßt man laufen! (Lebhafte Zustimmung bei den Sozialdemokraten). Die Herren Castiglioni, Wosel und Wutte und dann die vielen anderen Spekulanten der kleinen Winkelbanken, die den Sparern ihr Geld abgenommen haben, ließ man laufen und es fand sich kein Staatsanwalt, der gegen sie ernstlich eingeschritten wäre.

Diese Herren leben heute wieder nobel und veranlassen Gastmahle.

Nur gegen einen hat man eine Schadenersatzklage eingebracht, das ist der „Jesajas Aberbach“, der aber bisher nirgends aufzufinden ist. Wenn nach dem jetzigen Stande 167 Millionen Schilling Steuergelder des Bundes angewendet werden müssen, so ist das eine Tatsache, die heftige Empörung hervorrufen muß, weil dieselbe Regierung, die diesen Betrag ohne Schwierigkeiten bezahlt, für

die Altersversicherung kein Geld hat. Der Staat hat auch kein Geld für die Wohnungsfürsorge, für die Spitäler, für die Elektrifizierung der Bundesbahnen, für die Landwirtschaft wie für die Beamten und Hochschulen, er hat kein Geld für Investitionen. Die Verluste der Postsparkasse machen 80% der gesamten Einnahmen aus. Man will

Glauben machen, daß die Verluste das Werk eines einzelnen Beamten sind. Wir fragen, wo bleibt der Staatsanwalt, wo bleibt die kriminelle Verfolgung

der Elimosch und Komplizen?

In jedem anderen Lande wäre auch der verantwortliche Minister unter dessen Aufsicht das Institut steht, unmöglich. Herr Schürff ist noch immer in Amt und Würden. Der Redner geißelt dann das Verhalten der bürgerlichen Presse, die statt die öffentliche Meinung aufzurütteln, diesem Skandal die Mauer gemacht hat.

Nun antwortet Kienböck. Auf die sachlichen Vorhalte Dannebergs geht er in der Hauptsache gar nicht ein und meint, man solle nicht immer wieder die alten Wunden aufreißen. (Das glauben wir dem Finanzminister schon, daß es ihm lieber wäre, wenn man zu dieser „himelsschreienden Luderwirtschaft“ schweigen würde, aber er wird die Sozialdemokraten nicht davon abhalten, diese Zustände immer wieder zu geißeln.) Dann meinte Herr Kienböck, der Gouverneur Elimosch mußte vom Disziplinargericht freigesprochen werden, weil er geistig nicht ganz gesund ist. Damit ist aber auch dieser Regierung das Urteil gesprochen. Am Mittwoch hat der Nationalrat

neue Handelsübereinkommen mit Ungarn

in Verhandlung gezogen. In der Debatte führte Dr. Bauer aus:

Das wirkliche Problem des Landes ist die entsetzliche große Arbeitslosigkeit. Tausende Menschen sind in heller Verzweiflung, das Familienleben wird durch die Not zerrüttet, die Selbstmorde nehmen zu. Die wichtigste Aufgabe, die Arbeitslosigkeit durch Eröffnung neuer Märkte zu bekämpfen, wird nicht durch eine Schutzpolitik erreicht. Das neue Handelsübereinkommen mit Ungarn bringt für unsere Industrie eine Verschlechterung unserer Exportmöglichkeiten, nachdem die österreichische Regierung zugestimmt hat, daß Ungarn die Zölle für unsere Industrieprodukte erhöhe. Wir haben für diese Schädigung unseres Exports nach Ungarn eine Erhöhung des Mehlszollens durchgesetzt. Die Erhöhung des Mehlszollens, die ja hauptsächlich den Zweck haben soll, unserer Mühlenindustrie wieder aufzuhelfen, wird aber jetzt schon wieder illusorisch, weil die ungarische Regie-

rung den ungarischen Mühlenbesitzern Steuerbegünstigungen gewährt hat, die eben soviel ausmachen, wie die Erhöhung des Mehlszollens, nämlich 90 Goldheller. Danach kann man nicht bezweifeln, daß dieser Vertrag, vermehrte Arbeitslosigkeit auf der einen Seite und eine verstärkte Belastung des Konsums durch Erhöhung des Mehlszollens auf der anderen Seite bringen wird.

Der Mehlszoll wird aber nur erhöht, damit man den erhöhten Getreidezoll in Wirksamkeit setzen könne. Ist aber die Erhöhung des Getreidezollens um 2 Goldkronen für die österreichische Volkswirtschaft, auch nur für die österreichische Landwirtschaft, ein solcher Vorteil, daß man deswegen die Schäden dieses Vertrages in Kauf nehmen müßte? Ein anerkannter Fachmann auf dem Gebiet der Landwirtschaft, Professor Vereboe, kommt zu folgendem Schlusse: Hohe Getreidezölle führen zu dem Zwange, das Getreide, statt zu verfrachten, auf den Markt zu werfen, das heißt, führen eine Verringerung der Verfrachtung, das heißt eine Verringerung der Stallmistproduktion herbei, sie führen also von der intensiven zur extensiven Wirtschaft und bedeuten ein Vordringen des Großgrundbesitzes auf Kosten der bäuerlichen Wirtschaften. Denn der Getreidemarkt ist die Domäne des Großbetriebes.

Wer bäuerliche Politik machen will, darf keine Politik der Getreidezölle machen.

Nicht die absolute Höhe der Preise, sondern das Verhältnis des Getreidepreises zu den Preisen der Vieh- und der Molkereiprodukte, die Spannung zwischen diesen Preisen möglichst hoch zu halten, ist bäuerliche Politik... Das ist für Deutschland geschrieben, gilt aber um so mehr für Österreich! Kein Getreidezoll kann uns davor schützen, daß ungarisches und andres ausländisches Mehl weiter in großen Mengen nach Österreich kommt. Daraus werden der Großgrundbesitz und vielleicht ein Teil der großbäuerlichen Wirtschaften, die Getreide in größerem Maße auf den Markt absetzen können, Nutzen zu ziehen imstande sein, für den weitaus größeren Teil der Landwirtschaft, für die ganzen Alpenländer und für die kleinen Wirtschaften auch im flachen Lande, bedeutet das jedoch Verteuerung der Futtermittel, wodurch auch die Preise für Vieh, Ferkel und die Erzeugnisse der Molkereiwirtschaft verteuert werden. Wenn aber auf Grund des ungarischen Handelsvertrages, der den erhöhten Getreidezoll bringt, jetzt mit Jugoslawien ein Vertrag abgeschlossen wird, der mit neuen Opfern unserer Industrie eine Erhöhung der Viehzölle erkauft, so wird damit für den Kon-

!! Auf zum 2. Kreis-Turn- und Sportfest in St. Pölten !!

Kindertag: 29. Juli, Hauptfesttage 3. bis 5. August 1928.

neben dem Mehl auch noch das Fleisch veräußert.

Das ist eine Politik der Großgrundbesitzer, aber eine Politik, die den Bauern nichts nützt, die der bäuerlichen Bevölkerung nur schadet und von den Konsumenten mit erhöhten Preisen, von der industriellen Arbeiter- und Angestellten-schaft mit vergrößerter Arbeitslosigkeit bezahlt wird. (Lebhafte Zustimmung.)

Der Redner kommt nun auf die Erklärungen des tschechoslowakischen und jugoslawischen Außenministers über die letzte Konferenz der Kleinen Entente, zu sprechen.

Daß dem Anschluß heute noch unüberwindliche Widerstände entgegenstehen,

daß zu diesen Widerständen auch die Ablehnung des Anschlusses durch die tschechoslowakische Regierung gehört, wenn auch nicht gerade an erster Stelle, das war uns auch früher bewußt, und ich persönlich bin nie der Meinung gewesen, daß man der Sache des Anschlusses dient, wenn man diese Widerstände verkleinert und die österreichische Bevölkerung im Unklaren darüber läßt, daß diese Widerstände nur im Verlauf der allgemeinen europäischen Entwicklung — einer Entwicklung, die freilich auch bewußt zu fördern zu unseren Aufgaben gehört — beseitigt werden können. Wenn also diese beiden Minister den Anschluß ablehnen, so könnte man dazu sagen, daß es Minister von Völkern, die selbst in schweren opferwilligen Kämpfen ihr Selbstbestimmungsrecht errungen haben, schlecht ansieht, anderen Völkern dieses Selbstbestimmungsrecht zu verweigern.

(Beifall bei den Sozialdemokraten.) Aber Dr. Marinkovic hat auch von der Einbeziehung Österreichs in ein Zentralsystem gesprochen, er hat davon gesprochen, daß Österreich zu einem wirtschaftlichen System gehöre, das von der Kleinen Entente ausgeht. Das muß den Eindruck erwecken, als ob da von Prag, Belgrad und Bukarest aus der Versuch gemacht werden wollte, die wirtschaftliche Not Österreichs dazu zu benutzen, um uns Bindungen aufzuerlegen, die den Zweck und die Wirkung haben sollen, Österreich auch dann von Deutschland fernzuhalten, wenn einmal die europäischen Voraussetzungen für den Anschluß, den das ganze deutschösterreichische Volk einmütig will, gegeben sein sollten. Wir haben bisher kein anderes wirtschaftspolitisches System der Kleinen Entente gesehen als eine extreme Schutzzölnerlei, die die Staaten Mitteleuropas einander nicht nähergebracht, sondern nur voneinander weiter entfernt hat. Wir Sozialdemokraten werden uns gegen jede politische Bindung wehren, die unter welchem Vorwand immer zwischen dem Deutschen Reich und Deutschösterreich eine Schranke aufrichten wollte, eine Schranke, die auch dann ein Hindernis des Anschlusses sein könnte, wenn diese politischen Hindernisse beseitigt werden. Wir haben unser eigenes wirtschaftspolitisches System solange, bis es die europäische Lage gestatten wird, uns in das einzige Wirtschaftsgebiet einzugliedern, in das wir nach der Geographie und Geschichte wie nach unseren politischen, geistigen und wirtschaftlichen Bedürfnissen gehören, in das deutsche Wirtschaftsgebiet. (Lebhafte Beifall bei den Sozialdemokraten.)

Denken Sie an das Schicksal dieser zehntausende Menschen und dann haben Sie den Mut, eine Handelspolitik zu verantworten, die das bisherige industrielle Export, das uns ge-

blieben ist, noch mutwillig beeinträchtigt, nur damit ein paar Großgrundbesitzer aus höheren Getreidezöllen Nutzen ziehen können. Die Politik, die Sie da machen, ist das Gegenteil dessen, was Österreich braucht. Das ist nur das wirtschaftspolitische Spiegelbild der politischen Reaktion, die Sie treiben, es ist eine Politik, die den Herren in einigen Schlössern wohl gefallen mag, die aber den österreichischen Bauern nur schadet und den österreichischen Arbeiter und Angestellten verelendet. (Lebhafte Beifall bei den Sozialdemokraten.)

Nun gelangt Bundeskanzler Dr. Seipel zu Worte, der das Handelsübereinkommen mit Ungarn verteidigt. In der Frage unseres Verhältnisses zur Kleinen

Entente und zur Anschlußfrage äußert sich Seipel so, daß er meint, es hätte jetzt nicht viel Wert, immer wieder vom Anschluß zu reden. Daß die Kleine Entente langsam einzusehen beginne, daß ihre Wirtschaftspolitik Österreich sehr schwer schädigt, sei ja erfreulich und er sage dafür dem jugoslawischen Außenminister Dank. Jemand eine politische Bindung mit der Entente könne Österreich nicht eingehen, weil wir dort ein Mitglied zweiter Klasse wären und weil wir nicht wünschen, im Gegensatz zu anderen mitteleuropäischen Staaten zu gelangen. Das neue Handelsübereinkommen wird sodann dem Ausschuß für Handel zugewiesen. Die nächste Sitzung findet am Mittwoch, den 4. Juli statt.

leihen, hat die Fraktion eine Reihe von Anträgen gestellt, wie: Beurlaubung von Lehrpersonen zur Ablegung der Prüfung für Hauptschulen, Einrichtung von Kursen in Fremdsprachen und unverbindlichen Nebenfächern. Zur Ausgestaltung des Mittelschulwesens wurde die Einführung von Überleitungskursen und die Errichtung von Arbeitermittelschulen gefordert. In der Frage der Lehrerbildung hat sich die christlichsoziale Mehrheit des niederösterreichischen Landesschulrates den Richtlinien des Unterrichtsministers Schmitz angeschlossen. Die sozialdemokratische Fraktion brachte einen Minoritätsantrag ein, in welchem die allgemeine Vorbildung an den bestehenden Mittelschulen und die Berufsbildung an den Universitäten in Verbindung mit pädagogischen Instituten gefordert wird. Der Sachaufwand des Landes für die Volksschulen und Bürgerschulen war in den letzten Jahren so gering, daß die meisten Schulen vernachlässigt werden mußten. Erst dem unausgesetzten Drängen der Sozialdemokraten ist es gelungen, durchzuführen, daß diese Beiträge erhöht wurden.

Das gewerbliche Fortbildungswesen ist seit der Schaffung des neuen Gesetzes im Jahre 1923 in Aufschwung begriffen. Vor allem sind es sozialdemokratische Gemeinden, die mit Unterstützung der Landtagsfraktion an die Errichtung neuer gewerblicher Fortbildungsschulen schreiten. Zur Ermöglichung des Studiums armer Landkinder in Wien stellte die Fraktion den Antrag, in Wien aus Mitteln des Landes ein Lehrlings- und Schülerheim zu errichten.

Ein besonders wichtiger Teil der Landespolitik ist der Vertretung der Interessen der Kleinbauern und Pächter

gewidmet. Die Fraktion hatte sich zur Aufgabe gesetzt, die Interessen der Arbeitsbauern gegenüber den Großbauern und dem Großgrundbesitz zu wahren und ihre Rechte zu erweitern. Eine Reihe von Anträgen wurde in diesem Sinne eingebracht. Die niederösterreichische Landeslandwirtschaftskammer schließt Grundbesitzer von unter einem Hektar Grundbesitz vom Wahlrecht aus. Die Sozialdemokraten forderten die Erweiterung des Wahlrechtes und die Schaffung eines Kontrollausschusses in der Landwirtschaftskammer. In einem weiteren Antrage wird die Abänderung der Zusammensetzung der Agrarbehörden gefordert. Die Kleinbauern sollen durch Wahl eine Vertretung erhalten. Zur Unterstützung von Landwirten, welche von Elementarkatastrophen betroffen wurden, wurde die Errichtung eines Notstandsfonds beantragt. Ein weiterer Antrag fordert die Regelung der Nutzungsrechte an Streu, Weide und Wald.

Ein besonderes Augenmerk wurde dem Pächterschutz zugewendet. Die christlichsozial verwalteten Landgemeinden sabotierten die bestehende Pächterschutzverordnung zum Nachteil der landarmen Kleinbauern. Gemeindegrenzen werden zu Wucherpreisen verpachtet. Ungeklärte Kündigungen gegenüber mißliebigen Kleinbauern sind an der Tagesordnung. Die sozialdemokratische Fraktion hat darum in einem Antrage die Landesregierung aufgefordert, von dem ihr über die Gemeinden zustehenden Aufsichtsrechte Gebrauch zu machen und sämtliche Gemeinden Niederösterreichs, die Gemeindegrenzen verpachten, zur strengsten Einhaltung der Bestimmungen der Pächterschutzverordnung zu verpflichten. Zuwiderhandelnde Ge-

Der Kampf und die Tätigkeit der Sozialdemokraten in Niederösterreich.

Der Bericht im Jahrbuch 1927 der österr. Arbeiterbewegung.

Aus dem Jahrbuch 1927 der österreichischen Arbeiterbewegung entnehmen wir den folgenden Bericht, der umfassend die Arbeit und den Kampf der Sozialdemokraten in Niederösterreich schildert.

Bei der letzten Landtagswahl, die gleichzeitig mit der Nationalratswahl am 24. April 1927 durchgeführt wurde, erreichten die Sozialdemokraten 21 Mandate. Die Einheitsliste ist mit 38 Mandaten und der Landbund mit einem Mandat vertreten.

Die Bürgerlichen konnten die erhoffte Zweidrittelmehrheit nicht erreichen, trotzdem die Sozialdemokraten durch die Bildung des Bürgerblocks und die hohe Zahl von 45.000 Reststimmen in ungünstiger Position waren. In der Landesregierung hat die Partei zwei von sieben Mandaten inne. Außerdem stellt sie den Landeshauptmannstellvertreter und den zweiten Präsidenten des Landtages. Nachfolgende Verwaltungszweige werden von den Sozialdem. Landesregierungsmitgliedern geführt:

Landesamt VII (Landeshauptmannstellvertreter Oskar Helmer): Armenfürsorgewesen, Krankenanstalten, Gemeindeärzte- und Hebammenwesen, Zwangsarbeits- und Erziehungsanstalten, Sozialversicherungswesen, Sanitätswesen.

Landesamt VI (Landesrat Heinrich Schneider): Industriegemeindeangelegenheiten, Schub, Herbergen für Arbeitsuchende, Irren-, Blinden- und Taubstummenfürsorge.

Die Wirtschaft des Landes befindet sich in schwierigen Verhältnissen.

Das Defizit des Landes wird von Jahr zu Jahr größer.

Das ist eine Folge der christlichsozialen Steuerpolitik, die sich Scheut, Steuern einzuführen, die den Besitz im stärkeren Maße heranziehen. Die Sozialdemokraten haben seit Jahren den finanziellen Verfall aufgezeigt und Steuermaßnahmen durch Erfassung insbesondere des Großgrundbesitzes vorgeschlagen. Die Christlichsozialen, als treue Diener des Großgrundbesitzes, haben sich allen Vorschlägen gegenüber unzugänglich erwiesen. Ebenso wird der Vorschlag der Sozialdemokraten, Ersparungsmaßnahmen durch Zusammenlegung der kostspieligen, zweigeteiligen Verwaltung — selbständiger und übertragener Wirkungskreis — vollständig durchzuführen, von den Christlichsozialen beharrlich aus Parteinteresse und zum Nachteil der Verwaltung

und Finanzen des Landes ignoriert. Der Ausbau der Realsteuern ist für den kleineren und mittleren Besitz kaum mehr möglich. Den steigenden Erfordernissen im Haushalte des Landes stehen nicht im gleichen Maße Einnahmen gegenüber.

Die Tendenz der bürgerlichen Mehrheit geht darin, das Land auf Kosten der Gemeinden, insbesondere der zumeist unter sozialdemokratischer Verwaltung stehenden Industriellen, zu sanieren.

Die Abgabeneistung soll zu Ungunsten der Gemeinden abgeändert werden. Die die Gemeinden belastende Zweckabgabe, wie Schulklassenabgabe, Beitrag zu den Verpflegungskosten, zu den Krankenhäusern usw. wurde eingeführt. Diese Finanzpolitik — Wegnahme von Einnahmen auf der einen Seite und Neubelastung der Gemeinden durch Angaben auf der anderen Seite — hat den Zweck, die Aufbaupolitik der sozialdemokratischen Gemeinden zu treffen. Dagegen führt die sozialdemokratische Fraktion seit Jahren den schwersten Kampf. Es ist bisher gelungen, die Inkamerierung eines Teiles der Abgabenertragsanteile der Gemeinden zugunsten des Landes zu verhindern. Dieser Kampf um die Rechte der Gemeinden hat in Niederösterreich zur Gründung eines Gemeindeverbandes geführt, der neben der fachlichen Beratung der Gemeinden die Interessen der Gemeinden gegenüber Bund und Land zu vertreten hat.

Die schlechte finanzielle Lage des Landes wirkt sich auch in der Besoldung der Angestellten und Lehrpersonen des Landes aus.

Besoldungskämpfe sind stets an der Tagesordnung.

Ihre Ursache liegt vor allem in der ungleichen Behandlung der einzelnen Angestelltengruppen. Die Fraktion war bemüht, eine möglichst gleichmäßige Behandlung der verschiedenen Angestelltengruppen und Lehrpersonen herbeizuführen. Diesem Bemühen ist es zu danken, daß insbesondere die prozentuale Spannung zwischen den Bezügen der Lehrer und Beamten des Landes einigermaßen herabgemindert wurde.

In der Schulpolitik des Landes kann die Fraktion auf manche Erfolge hinweisen.

Das Hauptschulgesetz ist in Niederösterreich allgemein durchgeführt. Um den Ausbau der Hauptschule zu gewähr-

Schäumt üppig, ist ausgiebig und deshalb sparsam im Gebrauch.



meineorgane sind persönlich haßbar zu machen. Zur dauernden Regelung des Pächterschutzes wurde die Schaffung eines Pächterschutzgesetzes im Sinne der sozialdemokratischen Anträge im Nationalrat gefordert.

Neben der Vertretung der Interessen der Kleinbauern und Pächter wird ein ständiger Kampf zum Schutze der inländischen Landarbeiter

geführt. Das Inlandarbeiterchutzgesetz wird unter wohlwollender Duldung der Bezirks- und Landesbehörden vom Großgrundbesitzer sabotiert. Zehntausende ausländischer Landarbeiter werden insbesondere in den Gutshöfen des nördlichen Teiles von Niederösterreich beschäftigt, während die einheimischen Arbeiter arbeitslos sind. Der Großgrundbesitzer geht in den letzten Jahren unter Zustimmung der Bauernbündler in den Agrarbehörden durch Pacht oder Kauf in ausländische, vorwiegend tschechische Hände über. Diese neuen Besitzer ziehen dann systematisch unter Umgehung des Inlandarbeiterchutzgesetzes tschechische Landarbeiter heran. Die Fraktion hat gegenüber diesen unhaltbaren Zuständen wiederholte Aktionen im Landtage unternommen. Zur Vertretung der Interessen der Landarbeiter wurde außerdem die Schaffung einer Landarbeiterkammer und die Errichtung von Einigungsämtern im Sinne des § 28 der Landarbeiterordnung für Niederösterreich gefordert.

Große Teile des Landes leiden unter der Arbeitslosigkeit.

Auf Betreiben der Sozialdemokraten wird jährlich zur Unterstützung von Arbeitslosen aus Landesmitteln ein Betrag von 100.000 Schilling gewidmet. Zur Eindämmung der Arbeitslosigkeit hat die Fraktion wiederholt Schritte im Landtag unternommen. Vor allem wird die Aufnahme eines Investitionskredites zur Durchführung größerer Arbeiten, wie Straßenbauten, Flußregulierungen usw. betrieben. Ein anderer Antrag betrifft die Schaffung eines Gesetzes zur Förderung der Ausfuhr nach Sowjetrußland durch Gewährung von Krediten, beziehungsweise Übernahme der Landeshaftung. Ebenso wurde zur Eindämmung der Arbeitslosigkeit die Fortführung der Elektrifizierung der Bundesbahnen gefordert.

Neben der Arbeit an dem Ausbau der von den sozialdemokratischen Landesregierungsmitgliedern geführten Verwaltungszweige bestand die Tätigkeit der Fraktion als Minderheit im Landtage vornehmlich in der Abwehr aller jener Maßnahmen, die von der bürgerlichen Mehrheit zum Nachteil aller Schichten der arbeitenden Bevölkerung Niederösterreichs geplant wurden.

Wochenchau.

In dem sehr überstürzten Prozeß, der Bela Kun nur Gelegenheit gab, einige revolutionäre aufgedeckte Phrasen im Gerichtssaal von sich zu geben und nach einem bisher recht wenig rühmlichen Dasein eine bescheidene Märtyrer-Gloriole zu erwerben, ist letzten Dienstag das Urteil ergangen. Bela Kun wurde wegen Geheimbündelei, verbotener Rückkehr und Falschmeldung zu 3 Monaten strengen Arrest verurteilt, überdies wurde er aus dem ganzen Bundesgebiete abgekehrt. Von den Mitangeklagten erhielt Ilona Breuer einen Monat Arrest, Manchofer wurde freigesprochen.

Dr. Dinghofer, der sich bekanntlich für seine treuen Koalitionsdienste sowohl das Justizministerium, als auch den Posten eines Präsidenten des Obersten Gerichtshofes beigegeben, demissionierte als Justizminister. Bekanntlich regten sich die Großdeutschen sehr darüber auf, daß Bela Kun an Ungarn nicht ausgeliefert wurde. Und die Aufregung war umso größer, weil ihr ehemaliges Organ, die jetzt nationalsozialistische „Völk“, Tod und Teufel auf diese Regierung herabfluchte, die die „deutschen Belange“ wieder einmal verraten hätte. Und die nationalsozialistische Konkurrenz fürchten die Großdeutschen, weil sie von ihren paar Wählern wirklich auch keinen einzigen Mann mehr entbehren können. Zudem war diese Doppelverurteilung Dinghofers, die Vereinigung der Justizverwaltung mit der Obersten Gerichtsstelle in einer Person ein Skandal, der den großdeutschen Anhang in Richterkreisen sehr ver-



....."Ja, Frau Müller, sehr gern! Und auch Seife soll ich beifügen? Sunlight-Seife, sagen Sie? Ja natürlich, sie ist die beste, ich verkaufe fast keine andere! Meine Kunden verlangen nur

Sunlight Seife.

Die Bedeutung der Genossenschaften.

Von Dr. Otto Bauer.

Ein Jahr besonders harter Kämpfe hat uns wieder darüber belehrt, wie eng verbunden der politische Kampf der Arbeiterklasse und ihr genossenschaftlicher Aufbau sind. Als nach dem 15. Juli in manchen unserer Industriegebiete, vor allem in Obersteiermark, die Herren der Stahlindustrie ihre gelben oder grünen Pinkertons gegen die Arbeiter organisierten, als sich zahlreiche Kaufleute an die Spitze der faschistischen Bewegung stellten, damals haben die Arbeiter der obersteirischen Industrieorte geantwortet mit dem Entschluß,

keinen Groschen mehr zu Draanistoren des Faschismus

zu tragen! Die sprunghafte Vorwärtsentwicklung der Genossenschaften in diesen Industrieorten war das unmittelbare Ergebnis des politischen Kampfes. In anderen Orten war es wieder das Stück politischer Macht, das sich die Arbeiter schon errungen haben, was die Genossenschaften gefördert hatte. So war in Wien die gewaltige Bautätigkeit unserer Gemeinde eine der wichtigsten Ursachen des so erfreulichen Aufstieges der Konsumgenossenschaft Wien: Die Zusammenballung großer Arbeitermassen in den neuen Wohnpalästen ist gewiß eine der Grundlagen des genossenschaftlichen Aufstieges in dieser Stadt. Wenn wir also meinen, daß aus den politischen Kämpfen und aus der politischen Macht die Genossenschaftsbewegung starken Antrieb gewinnt, wissen wir andererseits, daß auch umgekehrt die Genossenschaften mächtigen Dienst der politischen Bewegung geleistet haben.

Die Gründerperiode, die aus der Not der Kriegs- und Inflationszeit entstanden ist, hat auch in der Arbeiterbewegung manches wirtschaftliche Gebilde hervorgebracht, das, als die Stabilisierung kam, schweren Gefahren ausgesetzt war. Unsere Gegner haben darauf gelaunt, daß in einer Zeit, in der Hunderte kapitalistische Unternehmungen zusammengebrochen sind, in der das Genossenschaftssystem unserer Gegner nur durch öffentliche Mittel gerettet worden ist, auch die Unternehmungen der Arbeiterklasse in Gefahr kommen könnten. Wir danken es heute der Solidarität, der wirtschaftlichen Tätigkeit und der Kraft der österreichischen Genossenschaftsbewegung, daß sie überall, wo solche Gefahren bestanden haben, eingegriffen, sie abgewehrt und dadurch die österreichische Arbeiterklasse nicht nur vor wirtschaftlichen Rückschlägen, sondern auch vor schwerem politischem Schaden bewahrt hat.

Wir danken der Genossenschaftsbewegung auch, daß sie, wenn auch vorerst aus Gründen, die wir voll würdigen, nur in kleinem Maßstab auch den offensiven Zwecken der politischen Bewegung der Arbeiterklasse in ihrem Bereich Dienste geleistet hat. Wir können unsere Aufgabe, Bundesgenossen unter den werktätigen Massen des Landvolkes zu sammeln, nicht erfüllen, ohne die werktätige Unterstützung der Genossenschaftsbewegung. Das Bündnis zwischen Industriearbeitern und Kleinbauern ist am wirksamsten zu schließen, wenn die Genossenschaftsbewegung die unmittelbare wirtschaftliche Verbindung zwischen beiden herstellt.

Wir wissen, welche außerordentlich schwere und verantwortungsvolle Aufgabe das ist: die genossenschaftliche Organisation muß ihre eigenen Probleme in der städtischen Arbeiterschaft schon gelöst haben, bevor sie sich an diese neue Aufgabe im großen herauswagen kann. Aber im kleinen, in einzelnen Fällen, konnte die Genossenschaftsbewegung bereits zum Bindemittel zwischen den Industriearbeitern und den Werktätigen auf dem Lande werden.

Es gibt unter den proletarischen Genossenschaftlern in Oesterreich keinen, der nicht versteht, wie lebenswichtig für die Arbeiterklasse der Kampf um die politische Macht ist. Umgekehrt wird es auch keinen denkenden Sozialdemokraten geben, der nicht die große Bedeutung der Genossenschaftsbewegung nicht nur für die Gegenwart, sondern

ihre Bedeutung vor allem in der Uebergangsperiode zwischen kapitalistischer und sozialistischer Gesellschaft erkennen würde. Das Linzer Programm hat diesen Gedanken der österreichischen Arbeiterschaft in großer Deutlichkeit übermittelt: die Solidarität der Klasse hat sich nicht nur auszudrücken im Klassenkampf gegen die kapitalistischen Gegner, sondern auch im Dienst für die eigenen Organisationen, für die wirtschaftlichen Unternehmungen des Proletariats, im Dienste an der Stärkung ihrer Wachstumsenergie. Darum nehmen wir, die wir in der politischen Bewegung tätig sind, an der so stillen, unscheinbaren, von dem Lärm des politischen und gewerkschaftlichen Kampfes nur selten berührten Aufbaubarbeit der Genossenschaften regen Anteil. Wir wünschen, daß von diesem Genossenschaftstag neue Impulse für diesen Zweig der Betätigung proletarischer Kraft hervorgehen.

stimmt hatte. Und drittens gibt es noch einige großdeutsche Nationalräte, die auch schon längst gerne einen Ministerposten hätten. Also wurde Dinghofer „demissioniert“. Welche Gelegenheit Seipel benützte, den Großdeutschen wieder einmal den Heren zu zeigen. Zunächst dadurch, daß er erklärte, er sei mit der Nichtauslieferung Bela Kuns durchaus einverstanden, er erkläre sich mit Dr. Dinghofer solidarisch und dann, indem er drohte, er werde das Justizportefeuille vorläufig nicht befehlen. Worauf die deutschen Mannen arger Schreck erfasste und sie ihren Entrüstungszug sofort abstellten.

Eine arge Blamage hat sich wieder einmal die Polizeidirektion Wien zu-

gezogen. Das Erdberger Gespenst, dessen Verhaftung geradezu einen Begeisterungstau mel in der Umgebung Schobers hervorgerufen hatte, wurde vom Gerichte freigesprochen. Die Urteilsbegündung muß auf die Schobermaner wie ein kalter Wasserstrahl gewirkt haben. Denn es wurden gleichzeitig auch die Untersuchungsmethoden der Nachfolger Studarts gründlich verurteilt.

In der Nähe von Graz wurden Arbeiter-Radfahrer, die von einem Anschlag zurückkehrten, von Heimwehrleuten überfallen, mißhandelt. Vier Fahrräder wurden zerbrochen. Was die Blätter, welche die Heimwehrbewegung propagieren, nicht hindern wird, weiterhin zu erzählen, daß die Heimwehr als

Schutz gegen den „roten Terror“ gegründet wurde.

In Japan hat der Kronrat ein „Sogolifengesez“ beschlossen, das die Todesstrafe für alle diejenigen einführt, die Verbindungen gründen, die auf die Abänderung der Verfassung abzielen. Man wird im Osten vergeblich die Methoden versuchen, die im Westen so gründlich versagt haben.

Die neue deutsche Reichsregierung ist gebildet. An der Spitze steht der Sozialdemokrat Hermann Müller als Reichskanzler. In dem Kabinett sind noch 3 Sozialdemokraten: Severing (Innenministerium), Dr. Hilferding (Finanzministerium), Wiffel (Arbeitsministerium).

Der demokratische Konvent hat den Gouverneur von New-York, W. Smith, als Präsidentschaftskandidaten aufgestellt.

Die Not der Provinzbühnen und die bisher einseitige Haltung des Bundesfinanzministers hat die Zahl der Theater wieder um eines vermindert. Der Wiener Neustädter Stadtsehat beschloß, von einer Ausschreibung des Stadttheaters für die Saison 1928/1929 abzusehen.

General Nobille ließ sich von einem schwedischen Flieger, dem es gelungen war, auf der Eissholle zu landen, in Sicherheit bringen. Der Fall, daß der Kommandant einer Besatzung als erster sich rettet und seine Leute im Stiche läßt, steht wohl recht vereinzelt da und Nobille hat sich nicht nur als bodenlos leichtsinnig, sondern nunmehr auch als Feigling erwiesen, wie es sich für einen faschistischen Maulhelden ja geziemt.

In Paris ist es zu großen Demonstrationen der Beamten gekommen, weil die Regierung sich einer entsprechenden Regulierung der Bezüge widersetzte.

An die „gute alte Zeit“ erinnert der Streik der Arbeiterschaft der Kremser Obstkonservenfabrik Hieggern. Die großdeutschen Streikbrecher werden von einem großen Gendarmieraufgebot in den Betrieb und aus dem Betriebe begleitet.

In Deutschland und Frankreich ereigneten sich in der letzten Woche große Grubenkatastrophen, die in der Combesgrube 48, in der Conkordigrube 2 und in der Datteln-ner-Zeche 1 Toten forderten.

Achtstundentag und Landvolk.

Gewiß! Der Achtstundentag ist in den meisten Ländern wie bei uns Gesetz. Die Arbeiter haben den Achtstundentag längst erobert, aber um seine Erhaltung müssen sie immer noch und überall schwere Kämpfe führen.

Im Kriege haben die Regierungen den Arbeitern versprochen, daß sie nach dem Kriege den Achtstundentag erhalten werden. Die Regierungen haben damals den Arbeitern, die die größten Blutopfer bringen mußten, vieles versprochen. Zur Erfüllung ihrer Versprechungen ließen sich die Machthaber der verschiedenen Länder nur soweit herbei, als sie die Macht der Arbeiterschaft dazu zu zwingen vermochte.

Immer wieder machen die Unternehmer Vorstöße gegen den Achtstundentag und sie werden von den reaktionären Regierungen dabei unterstützt. Die faschistischen Staaten haben den Achtstundentag abgekehrt. In Deutschland hat der Bürgerblock im April 1927 das Achtstundentagsgesetz durchlöchert. Das hat die internationale Reaktion ermutigt. Die englische Regierung hat einen Vorstoß gegen den Achtstundentag unternommen. Insbesondere wenden sich die Kapitalisten und die reaktionären Regierungen gegen eine internationale Garantie des Achtstundentages. Der internationale Gewerkschaftsbund hat gegen diese Bestrebungen im Namen von vierzehn Millionen Arbeitern und Angestellten auf das Schärfste protestiert.

Freilich: in vielen, insbesondere ländlichen Gegenden, in kleinen Werkstätten auf dem Lande, steht das Achtstundentagsgesetz wie viele andere sozialpolitische Gesetze, bloß auf dem Papier. Es bleiben überhaupt alle Gesetze auf dem Papier, wenn nicht eine Macht da ist, die dafür sorgt, daß die Gesetze erfüllt werden.

Starke Gewerkschaften sind auch die besten Hüter der sozialpolitischen Errungenschaften. Im kapitalistischen Staate und gar unter einer Regierung Seipels machen zwar die Behörden sorgsam, daß etwa die Gesetze zum Schutze des Eigentums eingehalten werden, der kapitalistische Staat ist zwar immer bereit, seine Organe gegen die Arbeiterschaft in Bewegung zu setzen, aber seine Behörden sind weniger eifrig, wenn es gilt, Schutzgesetze, die der Arbeiterschaft dienen, Geltung zu verschaffen. Darum ist es not-

Sträflinge als Ausbeutungsobjekt.

Und Landarbeiter müssen hungern!

wendig, daß die Arbeiter in den entlegensten Gegenden die Gewerkschaft stärken, damit diese wieder ihre Stärke und Macht für die Arbeiter einsehen kann.

Wer auf dem Lande lebt, der kann leider auch noch von arbeitenden Menschen abfällige Bemerkungen über den Achtstundentag hören. Die bürgerlichen Zeitungen, insbesondere die christlichsozialen, und da wieder allen voran der „Bauernbündler“, schreiben über den Achtstundentag nicht anders als in unüber-trefflich gemeiner Entstellung. Die Folge ist, daß heute noch viele Bauern meinen, der Achtstundentag sei eine Erfindung, die geeignet ist, die Wirtschaft zu verderben und Faulenzen zu züchten.

„Wir müssen selber auch länger als acht Stunden arbeiten“, hört man oft. Wie ist es nun draußen bei den Bauern? Im Sommer währt freilich die Arbeitszeit vom frühesten Morgen bis in den späten Abend. Im Winter findet in vielen, insbesondere in größeren Wirtschaften ein Ausgleich statt, jedoch die durchschnittliche Arbeitszeit im Jahre auch nicht länger als acht Stunden täglich ist. Dabei ist zu beachten, daß die Besitzer der größeren und großen landwirtschaftlichen Güter — unter ihnen sind christlichsoziale Abgeordnete, die am meisten gegen den Achtstundentag wettern — selbst gar nicht arbeiten, sondern andere für sich arbeiten lassen.

Je kleiner die Wirtschaft, desto größer ist die Kakerai,

zumal da die Besitzer ganz kleiner Wirtschaften, die den Unterhalt nicht gewähren, neben der Betreuung der Wirtschaft auch noch einer anderen Arbeit nachgehen müssen. Da ist vom Achtstundentag das ganze Jahr keine Rede. Auch für diese Menschen gibt es nur eine Besserung ihrer Lage, wenn sie die sozialdemokratische Partei, die für sie kämpft, stärken.

Notwendig ist auch, daß den Bauern eindringlich vor Augen geführt wird, wie schwer und aufreibend die Arbeit in dumpfen Fabriksälen ist. Und man muß sie auch fragen, ob sie denn ein Interesse daran haben, daß Unternehmer oder Großgrundbesitzer ihre Arbeiter in übermäßig langer Arbeitszeit ausbeuten. Heber den Achtstundentag wird soviel gelogen, wie über die angebliche Religionsfeindschaft der Sozialdemokraten. In beiden Fällen ist die notwendige Aufklärung leicht zu geben.

Vergessen werden darf auch nicht, daß bei einer kürzeren Arbeitszeit, wie an vielen Beispielen schon bewiesen worden ist, die Arbeitsleistung größer wird.

Kluge Unternehmer haben deswegen gegen den Achtstundentag nichts einzuwenden, nur die Scharfmacher reimen gegen ihn Sturm. Der technische Fortschritt unserer Zeit würde eine noch kürzere Arbeitszeit als den Achtstundentag ermöglichen, ja erfordern; die Kakerai Arbeitszeit würde die Arbeitslosigkeit und also die allgemeine Not vermindern. Was wieder der Belobung der Wirtschaft zugute käme.

Der Achtstundentag ist die Grundlage der wirtschaftlichen, sozialen und kulturellen Ergebnisse der Arbeiterbewegung. Deswegen der erbitterte Ansturm der Reaktionen. Hierzig Jahre ist um den Achtstundentag gekämpft worden. Die Arbeiterbewegung wird diese große kulturelle Errungenschaft immer hochhalten, überall mit aller Kraft verteidigen und dafür kämpfen, daß sie auf alle Gruppen von Arbeitern ausgedehnt werde.



Die Kaffenschwindel-Bande rührt sich schon wieder!

In den letzten Tagen erhielten Personen, die irgendwelche öffentliche Funktionen bekleiden, Schnorbrieve, ausgehändigt vom „Kreis 8 der Deutschen Studentenschaft bzw. dem berühmten Wiener Kulturamte“. Gezeichnet sind die Schnorbrieve von dem Diplomkaufmann Robert Körber, der sogar sich Doktor schimpfen darf, seit er eine Prüfungskommission gefunden, die zur Gänze mit seinen glänzenden Kenntnissen in Demagogie und Maulaufreißen sich begnügte. In diesem Aufrufe findet sich außer der Feststellung, daß das Kulturamt „fiter sei“ und einen „Pump großen Stils“ anlegen müsse, auch z. B. der heitere Satz:

Das Kulturamt hat sich seit Jahren bemüht, nicht durch leere Worte und Redensarten zu wirken, sondern mit geistigen Waffen durch ernste stille Feiern, durch wissenschaftliche Vorträge und durch wirksame Aufklärungsarbeit den positiven Kampf gegen Fremdtum und Fremdgeist zu führen. Diese Prügelstudenten, die Kolleginnen bluta erschlagen haben bei ihren „stillen Feiern“.

Die St. Pöltner-Zeitung versucht in ihrer Nummer vom 21. Juni, die in der „Volkswacht“ vom 7. Juni mitgeteilten Zustände über die Verwendung von Sträflingen auf dem Gute „Dedhof bei Bischofsjetten“ abzuschwächen. Offenbar soll damit die vom Justizministerium bereits zugelegte Untersuchung auf ein Nebengeleise geschoben, wenn nicht vereitelt werden. So behauptet die „St. Pöltner-Zeitung“, es gäbe nur eine Gefangenenverwaltung und keine „Direktion“ und diese Verwaltung bestiehe aus nur zwei Beamten. Gleichzeitig gibt sie zu, daß es einen Direktor gibt. In Wirklichkeit besteht die Gefangenenverwaltung aus einem Ober-Direktor, 2 Direktoren, 3 Ober-Inspektoren und 8 Inspektoren, also aus 14 Personen, wozu dann noch 13 Aufseher kommen. So auch zu lesen im n.ö. Amtskalender. Richtig ist allerdings, daß Herr Direktor Hora allein die Verantwortung für die Zuweisung von Sträflingen zu tragen hat, deshalb ist es auch lächerlich, wenn man bestreitet, daß es keine Direktion gibt, wohl aber bestätigt, daß es einen Direktor gibt.

Wenn mitgeteilt wird, daß das dortige Bürgermeistertum bestätigt habe, daß in jener Gegend keine landwirtschaftlichen Arbeiter zu haben sind, dann müssen wir den Herrn Direktor für sehr naiv halten, wenn er aus dieser „Bestätigung“ den Schluß zieht, es wären für die dortige Gegend keine Arbeiter zu bekommen. Hier muß vor allem darauf hingewiesen werden, daß das Bürgermeistertum ja gar keine Arbeitsvermittlungstelle ist, sondern daß das zuständige Arbeitsvermittlungsbüro in St. Pölten sich befindet. Eine einfache Anfrage hätte den Herrn Direktor belehrt, daß landwirtschaftliche Arbeitskräfte zu haben sind. Es hat aber wohl weder die Besitzer des „einfachen Bauerngutes“ (mit 120 Joch) noch die Gefangenenverwaltung jemals bei dieser Arbeitsvermittlung um Arbeiter angefragt, denn hätten sie es getan, dann würden sie auch erfahren haben, daß es arbeitslose Landarbeiter gibt. Damit aber die „Gefangenenverwaltung“ erfährt, wie groß auch in der Land- und Forstwirtschaft die Arbeitslosigkeit ist, wollen wir einige Tatsachen mitteilen. Bei der n.ö. Arbeitsvermittlungstelle des Land- und Forstarbeiterverbandes sind gegenwärtig 64 landwirtschaftliche Arbeiter vorgemerkt. Der christliche Landarbeiterbund hat in diesem Frühjahr 22 Arbeitskräfte zur Vermittlung ausgewiesen. In derselben Nummer der „St. Pöltner-Zeitung“, wo behauptet wird, es wären keine Arbeitskräfte zu bekommen, suchen 4 Familien und 1 lediger Posten in der Landwirtschaft, also zu einer Zeit, wo die Landwirtschaft die meisten Arbeitskräfte einstellt. Im Jahre 1927 wurde das Inlandarbeiterschutzgesetz auch auf die Landarbeiter ausgedehnt.

Da die Zahl der arbeitslosen Landarbeiterfamilien erschrecklich zu wachsen begann.

Ferner wurden die Bestimmungen über die Verwendung von Slowaken verschärft und dürfen diese nur zu Zuckerrübenarbeiten verwendet werden, was die „St. Pöltner Zeitung“ scheinbar nicht weiß und wir können ihr verraten, daß wir auch in Pottenbrunn Nachschau halten werden, ob nicht mit den Slowaken Mißbrauch getrieben wird. Zuletzt wollen wir der Gefangenenverwaltung noch mitteilen, daß bereits im Vorjahre eine Deputation bestehend aus 2 Vertretern des Land- und Forstarbeiterverbandes und 2 Vertretern der Christlichen Gewerkschaft eine Vor-sprache beim Bundeskanzler verlangte und vor 4 Wochen auch endlich vorgelassen wurde. Diese Deputation schilderte dem Herrn Bundeskanzler

die Notlage der vielen arbeitslosen Land- und Forstarbeiter

und forderte deren Einbeziehung in die Arbeitslosenversicherung. Man muß also schon am Monde, oder im Dedhof oder im Gefängnis wohnen, um von diesen Tatsachen nichts zu wissen. Der „St. Pöltner Zeitung“ kann man diese Unwissenheit verzeihen, denn die beschäftigt sich ja nur mit Arbeiterfragen jeweils 2 Wochen vor Wahlen. Es bleibt also schon dabei, daß die Sträflinge nur vermittelt wurden, nicht um ihnen Sonne, Luft und „Gefeldtes“ zu verschaffen, denn dazu gäbe es auch andere Möglichkeiten, sondern lediglich

die mit Schlagring und Gummiknüppel „wirksame Aufklärungsarbeit“ verrichtet haben, sind doch eine arge Schwindelbande, wenn sie sich hinstellen wollen als diejenigen, die einen „wissenschaftlichen Vortrag“ besuchen, geschweige denn veranstalten! Aber bemerkens-

um dem Herrn Stenskal billige und mäßige Arbeitskräfte zu verschaffen.

Denn wir wollen der Gefangenenverwaltung auch noch mitteilen, daß in den letzten Jahren wiederholt Arbeitskräfte um Arbeit auf dem Dedhof angefragt haben, aber abgewiesen wurden.

Daß dem Gütebesitzer und der Gefangenenverwaltung die n.ö. Landarbeiterordnung nicht bekannt sei, haben wir gar nicht behauptet, wohl aber wurde behauptet, daß diese Landarbeiterordnung nicht eingehalten wird. Diese Behauptung konnte auch nicht widerlegt werden, denn die Arbeitszeit beträgt nach der Landarbeiterordnung im Jahresdurchschnitt 10 Stunden, während auf dem Dedhof 10 bis 15 Stunden gearbeitet werden muß.

Die Bemerkung mit der „kräftigen Bauernkost“ hätte die „St. Pöltner-Zeitung“ lieber unterlassen sollen, da wir festgestellt haben, daß die Kost sehr fettarm und das „Gefeldte“ gewöhnlich nur an Sonntagen und da in sehr bescheidenem Ausmaße gewährt wird. Dies alles wird natürlich der Herr Direktor nicht wissen, da ja seine monatlichen Inspektionen fast ausnahmslos an Sonntagen erfolgen, wo selbst bei den geizigsten Leuten die Arbeit weniger und die Kost reichlicher ist. Daß die Leute gesund und nicht abgerackert aussehen (wenn sie hinkommen) haben wir gar nicht bestritten, im Gegenteil wir haben behauptet, daß die stärksten und geschicktesten Arbeiter zugezogen werden. (Sind es doch vielfach Bauern und Bauernjöhne, die hinkommandiert werden). Wenn sich die Gefangenenverwaltung sehr viel darauf zu Gute tut, daß sich noch kein Sträfling beschwert hat, so sollte sie doch nicht so viel damit prahlen, denn jeder Mensch weiß was es für den Sträfling für Folgen haben würde, wenn er sich direkt beklagte.

Die „St. Pöltner-Zeitung“ meint, man könnte beim Kaufmann oder Bürgermeister erfahren, wo Stenskal seine Professionistenarbeiten machen läßt. Wir sind der Meinung, daß man nicht zum Schmied, sondern zum Schmiech, d. h. zum Schmiedes, Maurer-, Zimmer- und Tischlermeister gehen soll, denn dort wird man erfahren, daß sie wenig oder gar keine Arbeiten vom Dedhof erhalten, denn diese Arbeiten werden tatsächlich von den Sträflingen oder, um in Töne der St. Pöltner-Zeitung zu reden, von den „Tausendkünstlern“ gemacht.

So wurden zum Beispiel vor einigen Monaten durch längere Zeit hindurch von einem Sträfling Stukkaturarbeiten ausgeführt. Vor kurzer Zeit wurde ein Stadtbau aufgeführt, wobei das ganze Holz von Sträflingen bearbeitet und zugerichtet wurde. So wurden auch vor 2 Jahren von einem Sträfling Tischlereiarbeiten ausgeführt; es wurden nebst kleineren Arbeiten die Tür- und Fensterstöcke repariert. So besorgt heute noch die Stallarbeiten ein Berufsschweizer, der ebenfalls ein Sträfling ist. Für die 2 Fuhrwerke werden geschickte Pferdemeister die Sträflinge und verwendet.

Dies alles ist der Gefangenenverwaltung bekannt; was ihr aber nicht bekannt sein dürfte, wollen wir ihr auf diesem Wege noch mitteilen. Die gesamte Hauswäsche für die Frau „Bauerin“ und ihren Sohn den Herrn „Bauern“ wird ebenfalls von Sträflingen gewaschen. Der Betrieb ist also dank der Mithilfe der Gefangenenverwaltung auf das billigste eingerichtet, denn bei einer mageren Kost, 12 Groschen per Tag und 3 Zigaretten bei 12 bis 15 Stunden Arbeitszeit kann man wirklich nicht verlangen, daß sich „Zivil-landarbeiter“ auf dem Dedhof verirren könnten, da wird es nicht genügen, daß man die Landarbeiterordnung kennt, sondern da würde man sie auch einhalten müssen.

Welchen Zweck die „Volkswacht“ mit dem Artikel verfolgt, können wir der St. Pöltner-Zeitung verraten.

Wir wollen, daß dieser Anflug, der arbeitslosen Landarbeiterfamilien und Professionisten die Arbeit und damit das tägliche Brot wegnimmt, abgestellt werde.

Wir wollen verhindern, daß mit den Sträflingen die sich nicht wehren können derartiger Mißbrauch getrieben wird. Wir wollen, daß der ganze Fall objektiv untersucht, der Schuldige zur Verantwortung gezogen werde!

wert in dem Flugblatte sind die folgenden Sätze und darum befassen wir uns überhaupt damit:

Die blutigen Ereignisse vom 15. und 16. Juli haben allen vaterländisch gesinnten und heimattreuen Bewohnern unseres Lan-

des klar vor Augen geführt, wie stark die breiten Volksmassen durch die jahrelange marxiistisch-jüdische Bersehrungsarbeit in ihrem Rechtsgefühl und ihrem sittlichen Lebens-grundlagen erschüttert sind. Die polizeilichen Verhaftungen haben die bedauerliche Tatsache aufgewiesen, daß insbesondere die Jugend an den traurigen Vorfällen stark beteiligt war. Die große Gefahr der geistigen und sittlichen Bolschewisierung droht aber auch sehr der akademischen Jugend, sind doch unsere hohen Schulen in der letzten Zeit die Stätten müßelster, bolschewistisch-marxiistischer Heze und Terrorakte geworden.

Es müssen die 90 Toten der Julitage also gehalten auch dazu, für einen Hakenkreuzklügel Gelder zusammenzuschonern. Man versteht nun vielleicht, welchen Wert die reaktionären Kreise auf den „Schonberieg“ des Vorjahres legen. Man kann ein Jahr und mehr noch sogar Kapital schlagen aus der Katastrophe des Rechtsempfindens, denn — das Flugblatt ist datiert vom August 1927 und wird im Juni 1928 immer noch verschendet. Die Lügen und Verleumdungen werden eben von unseren Gegnern verbreitet, solange der Vorrat reicht. . . .

Auslieferung eines italienischen Deserteurs.

Mois Luigi Giusti, Metallarbeiter aus Ajola Rizzo diente bei den italienischen Carabinieri in Tarvis. Bei günstiger Gelegenheit ergriff er die Flucht über die österreichische Grenze. Er wollte hier Arbeit finden, bekam aber keine. So zog er durch das Riesental nach Muggendorf. Hier hat er sich etwas zu Schulden kommen lassen. Er stahl einem Arbeiter aus seinem Koffer einen Laib Brot und eine Unterhose. Wegen Einbruchdiebstahls stand er nun vor dem Sankt Pöltner Schöffengericht und wurde zu drei Monaten schweren Kerker verurteilt. Während dieser Zeit wurde er aber vom Mailänder Militärgericht wegen Desertion zu 9 (neun) Jahren und 6 Monaten schweren Kerker verurteilt. Bei der Verurteilung in St. Pölten wurde die Landesverweisung ausgesprochen. Die italienische Regierung stellte an die Oesterreichische das Auslieferungsgesuch. Da aber aus politischen Gründen niemand ausgeliefert werden kann, so fügte die italienische Regierung noch den kleinen Zusatz hinzu, daß Moiss Luigi Giusti auch wegen eines Kameradschafts diebstahles verfolgt werde. Dieser Schwindel genügte dem Justiz-Ministerium und es stimmte der Auslieferung zu.

Die Novellierung der Angestelltenversicherung und die Werkmeister.

Das bestehende Angestelltenversicherungsgesetz soll, wie unseren Lesern bekannt ist, novelliert werden. Vor allem soll der § 1, welcher den Kreis der versicherungspflichtigen Personen umschreibt, von Grund auf neu geändert werden. Die vom Unterausschuß für Angestelltenversicherung vorgelegene Form der Novellierung des § 1 ist speziell für die Werkmeister, denen die Angestelltenversicherung vielfach von den Unternehmern bestritten wird, sehr schlecht und würde sowohl advokatorischen Spitzfindigkeiten weiten Raum hinsichtlich der Anwendung des Angestellten-Gesetzes auf die Werkmeister mit sich bringen.

Der Hauptausschuß der Berufsgruppe der Werkmeister im Bunde der Industrieangestellten Oesterreichs hat zu der geplanten Novellierung dieses Paragraphen Stellung genommen und nachstehende Entschliebung den kompetenten Faktoren im Nationalrat übermittelt:

Der heute tagende Hauptausschuß der Berufsgruppe der Werkmeister im Bunde der Industrieangestellten Oesterreichs beschäftigt sich mit der vom parlamentarischen Unterausschuß für Angestelltenversicherung beabsichtigten Novellierung des Angestelltenversicherungsgesetzes.

Nach den Vorschlägen des Unterausschusses soll die Anführung der Meister und deren ständige Stellvertreter in Zukunft unterbleiben. Neue bisher im Gesetze nicht enthaltene Voraussetzungen für die Versicherungspflicht sollen eingeführt werden, z. B. die „besondere fachliche Vorbildung“ oder „die besondere fachliche Erfahrung“. Diese Begriffe sind überaus dehnbar und bringen die Gefahr steter Konflikte mit sich. Die Führung von Prozessen ist den Angestellten — speziell in krisenhaften Zeiten — besonders schwer, es besteht daher die Gefahr, daß die beabsichtigte kauschukartige Fassung des § 1 in Verbindung mit dem beabsichtigten Entfall der Schadenersatzpflicht der Unternehmer zur ständigen Umgehung des Gesetzes führen wird.

Auch der vorteilhafte Rückschluß vom neuen Angestelltenversicherungsgesetz auf das Angestelltenengesetz soll nach den Vorschlägen des Unterausschusses nicht nur entfallen, sondern geradezu in sein Gegenteil verkehrt werden. Der Hauptausschuß erhebt entschiedenen Protest gegen diese Verschlechterungen des Angestelltenversicherungsgesetzes und verlangt die Beibehaltung der bisherigen gesetzlichen Bestimmungen des § 1. Der Hauptausschuß wird dafür sorgen, daß die Werkmeister aller politischen Richtungen von den Plänen der Mehrheit im Nationalrat Kenntnis erlangen.

Gruß der Alten an die Jungen.

Zum ersten Treffen der sozialistischen Arbeiterjugend des Kreises St. Pölten in Waidhofen a. d. Ybbs, am 7. und 8. Juli 1928.

Zum erstenmal — seit langem wieder — bricht ein voller Ruf, ein schleierloses Licht aus Lebenshalbeheit und Verwesungsschauern. Der hiedre Bürger schreiet vom Hügel empor; Die rote Jugend wagt durchs alte Tor In feines Städtchens zeitermorschte Mauern.

Das Tote grüßt Dich nicht, Du helle Schar Der Verdenden; es ist nicht mehr: es war, Und keine Staffel steigt vom Sumpf zur Sonnen. Wir aber bieten Dir den Willkommgruß, Die Alten, wir; zwar lahmt auch unser Fuß, Doch springt im Kerzenlicht ein heiliger Bronnen.

Das heiße Sehnen, selber dort zu stehn, Wo zukunftsrunken Deine Banner wehn, Jugend von heut, vereint uns Deinem Streben. Doch Du bist Flamme, wo wir nur stille Blut; Was wir nur hoffen, Dir ist's Fleisch und Blut, Und unsre Ahnung selbst wird Dir Erleben.

Wohlan, wohlauf! Entbiete Deinen Bann! Geh fürder uns den steilen Pfad voran! Dein Liebessturm und Deiner Fackeln Strahlen Verschleud' die Fragen, die ohn' Unterlaß Mit Blut und Eiter ein Inferno krah; In unsrer schauerndes Erinnern malen!

Das Tote grüßt Dich nicht, die Toten wohl! Aus millionen Gräbern klingt es hoch, Sie rücken sich empor aus Sumpf und Särgen; Sie grüßen Dich! Du nimmst des Zeichens wahr: Jungend! Borbet für jetzt und immerdar Kriegswahnsinn und Kadavermut der Schergen!

Wir, noch gezeichnet von vergang'ner Art, Verkittet und verkauft der Gegenwart, Wir, selbst noch Sklaven, können es nicht wenden; Du aber, Jugend, Keim der neuen Welt, Unbändig wachsend, latendrang geschwellt, Du, Jugend, wirfst das schwere Werk vollenden.

Du wirfst's vollenden! nicht mit einem Schlag; Doch, unermüdet ringend Tag um Tag, Wirft endlich Du des Sieges Mal umfassen. Und sei's ein Sporn dem Rhythmus Deiner Tat: Das Fest des zehnten Jahres im freien Staat, Es soll den doch nicht ganz in Scham erlassen!

Vollender, Sieger! Ja, so neigen Dir, Jugend der Arbeit, heute das Panier Zu Gruß und Suldigung dankbar die Alten. Zum erstenmal heut kehrt Du bei uns ein; Die Toten weckt kein Ruf zu neuem Sein — Erwecke Du die Toten statt der Kalten!

Wirf Feuerregen in ihr träges Blut, Mit Wort und Tied entflamme ihren Mut, Streu uns im Sturm der Menschheitsliebe Samen! Sungfrei! Zieh ein! Es heissen Turm und Tor; Der Nebel überm Städtchen steigt empor — Willkommen in der Freiheit heiligem Namen!

A. K.

„Ferrum chalybsque urbis nutrimenta“.

Zum II. Kreisjugendtag in Waidhofen a. d. Ybbs.

Kommt der Wanderer von Osten her, so schreiet er durch das Ybbsttal. Er sieht über demselben eine alte Tafel mit einer lateinischen Inschrift und wie im Traum ziehen an seinen Augen Bilder der grauen Vergangenheit vorüber:

„Eisen und Stahl ernähren die Stadt“. Wohl über 800 Jahre gilt dieser Satz für Waidhofen. Aus dem Waidhof des Grafen Konrad II. von Peitslein wurde der Ort Waidhofen, der aber erst dadurch zur Stadt wurde und Bedeutung erlangte, daß sich nach und nach tüchtige Schmiede hier ansiedelten, deren kunstvolle Erzeugnisse in allen deutschen Ländern gekauft wurden. Und siehe da, kaum hatte sich aus dem Schweiß der Schmiede und der Bauern einiger Wohlstand ergeben, da stritten sich die Kuffenträger vom Stifte Seitenstetten mit denen vom Hochstifte Freisingen um den Besitz des Bodens und es war ein fraglicher Segen für die Waidhofener von dem, als sie 1267 samt ihrer Habe Eigentum der Freisinger Bischöfe wurden. Drohte ernste Gefahr der Stadt, dann war sie auf sich selbst angewiesen. Mit eigener Kraft vertrieben mehrmals Bürger, Arbeiter und Bauern die Türken vor den Toren der Stadt; ja, als z. B. 1741 Bayern und Franzosen die Stadt säkularisierten, war es gerade der bischöfliche Pfleger Schrenk, der selber ein geborener Bayer, die Stadt verkaufte und verließ. Aber in den Bürgern, Arbeitern und Bauern vom 16. und 17. Jahrhundert lebte ein freier Geist. Das Volk, zu vier Fünfteln aus der katholischen Kirche ausgegliedert und Anhänger der neuen Lehre Luthers, befreite sich durch organisierten Kampf immer mehr von der Tyrannei der katholischen Drogen. Doch der Kaiserliche Rudolf II. ein „eifriger Katholik“, übte ein christliches Werk: Er besaß die Stadt, siegte und robbete die Protestanten gründlich aus. Die Rädelsführer wurden hingerichtet und jeder, der sich zum lutherischen Glauben bekannte, wurde enteignet und aus dem Lande vertrieben. So wurde die Kirche reich und das Volk wieder katholisch. Mit dem Freisinger war auch der Wohlstand ausgerollt. Wohl waren es noch immer Eisen und Stahl, die die Stadt ernährten, aber die freimüthigen Bürger, die mit ihren Gesellen in geistiger Gemeinschaft lebten, die tüchtigen Handwerker waren fort und die zurückgebliebenen Dickhäuter waren leistungsfähig. Sie führten Krieg gegeneinander, Bürger gegen Arbeiter. Aber dem Standesdünkel verachten sie die gemeinsamen Interessen in der Werkstatt und so noch heute.

Ihr, junge Genossen, kommt nicht nur zu uns, um ein Fest mit uns zu feiern, ihr wollt auch die Stadt und ihr Leben kennen. Ihr steht an der Peripherie der Stadt Fabrik an Fabrik,

ihr könnt Euch vorstellen, wie das Leben der Kaufleute und Gewerbetreibenden in der Stadt mit dem der Arbeiter in den Fabriken zusammenhängt, wie jede Lohnherhöhung der Arbeiter sofort von den Bürgern als gesteigerter Umsatz empfunden wird, und doch, Ihr seht es an dem Mangel an Festdekoration an den Häusern, fühlen sich diese Leute zum größten Teil noch als unsere Feinde aus dem rückschrittlichen Dunkel heraus, der ihren Vorfahren mit blutiger Gewalt aufgezogen wurde. Doch wird es nicht immer so bleiben. Es sind heute schon auch bei uns eine ganze Anzahl von Kaufleuten und Gewerbetreibenden, von Intellektuellen, die ihre Interessen besser im Verein mit den Arbeitern zu fördern wissen, als im Kampfe gegen dieselben und deren werden immer mehr. Es werden neue Kräfte für die Vereinigung aller arbeitenden Stände wirksam werden. Und so wie vor Jahrzehnten und Jahrhunderten die Studenten und die Handwerksburschen aus der Ferne neue Ideen, höhere Kulturen in die Heimat brachten, so werdet auch ihr, junge Genossen und Genossinnen uns Begeisterung für neue Ideale bringen. Wir Waidhofener Arbeiter werden euch begrüßen als die Boten einer neuen Zeit.

Die Arbeitersportler organisieren in Wien die Blutsbrüderschaft.

Die Uebertragung von Menschenblut, die seit einigen Jahren geübt wird, hat schon in vielen Fällen zur Rettung von Menschen geführt, die sonst verloren gewesen wären. Um nun die gleichen Blutgruppen zu sichten, müssen Blutuntersuchungen gemacht werden, damit der entsprechende Blutspender jeweils zur richtigen Zeit gefunden werden kann. Die Bedeutung der Blutübertragung bei Sportunfällen hat die letzte Zeit oft bewiesen. Der Arbeiter-Samariter-Dienst innerhalb des Askö hat nun auch solche Blutgruppenuntersuchungen angefaßt. Vorher werden noch aufklärende Vorträge in den einzelnen Verbänden und Bezirken stattfinden.

Maria-Zell.

Allen Arbeiter-Touristen wird das Hotel Steyrerhof in Maria-Zell empfohlen. Es stehen Zimmer mit 4-6 Betten zur Verfügung, das Bett zu 1.50 Schilling. Ein- oder zweibettige Zimmer von 2-4 Schilling. Auch die Verpflegung und Bedienung ist gut und preiswert.

Zusammenschluß der sozialistischen Säger.

Unser Arbeiter-Schützenverband hat nunmehr auch eine Gruppe von sozialistischen Sägervereinen ins Leben gerufen. Der Verband wird sich ändern in einen Verband der Säger.

Aus der Gewerkschaftsbewegung.

In dieser Rubrik werden wir ständig Nachrichten der Freien Gewerkschaften und Aufsätze sozialpolitischer Natur veröffentlichen. Wir hoffen damit einem vielfach geäußerten Wunsche Rechnung zu tragen. Die Redaktion.

Lohnkämpfe der Metallindustrie.

Der Metallarbeiterverband im Sankt Pöltner Agitationsbezirk hat in den letzten Wochen eine ganze Reihe von Verhandlungen geführt, die einer Verbesserung der Arbeitsbedingungen und der Lebenshaltung der Arbeiterschaft dienten.

Für den größten Teil der Arbeiterschaft im 3. Agitationsbezirk St. Pölten gilt heute noch der Vertrag vom 11. Dezember 1923. Ganz richtig ist eigentlich auch diese Feststellung nicht. Denn wegen einer geringfügigen Differenz bei der Firma Schmidt in Wilhelmsburg wurde der Vertrag am 9. Februar 1925 gekündigt und ist später am 1. April 1925 ein Uebereinkommen zustande gekommen, wonach jene Vertragspunkte, die sich auf die Löhne beziehen, aufrecht bleiben.

In 56 Betrieben haben wir Verträge. Für die Metallindustrie wurde der letzte Vertrag am 15. Oktober 1927 für 6 Betriebe abgeschlossen: Firmen Zeilinger und Sternbichler in Türnitz, Scheib in Göstling, Piesinger in Dponitz, Hammer und Zeilinger sowie Graf und Winkler in Waidhofen a. d. Ybbs.

Für die Firmen Mutschekanus und Sturm, Knopf-Fabriken in Loosdorf wurde ein Vertrag am 14. November 1923 abgeschlossen.

Außerdem bestehen für die Elektrizitätsarbeiter Verträge, u. zw. in folgenden Orten: Stadt St. Pölten, Stadt Krems, Newag St. Pölten, Amstetten, Lichtenstern Wilhelmsburg, Horn, Waidhofen a. d. Ybbs.

und Schützenvereine. Es wurde ein Jagdschutz eingesezt, der sich mit den entsprechenden Fragen zu beschäftigen hat. Die sozialdemokratischen Gemeinden Oesterreichs werden aufgefordert, ihre Jagdgebiete nunmehr auch in der Parteipresse auszuschreiben und womöglich den sozialdemokratischen Jagdvereinen entgegenzukommen.

Veranstaltungen des Arbö.

Fußball: Die niederösterreichische Fußballmannschaft, die eine Sportreise in die Sowjet-Union unternimmt, wird am 5. Juli von Wien abreisen und das erste Spiel am 8. Juli in Moskau austragen. Unserem niederösterreichischen Landsteam wird die stärkste russische Mannschaft entgegnetreten. Es werden noch weitere vier bis fünf Spiele in der Sowjet-Union ausgetragen. — Außerdem ist nach dem Länderspiel Oesterreich-Deutschland, das am 1. Juli in Nürnberg vor sich geht, ein Städtepiel Wien-Dresden am 8. Juli in Dresden angefaßt. — Der Askö hat auch ein Angebot erhalten, eine norwegische Arbeiter-Fußballmannschaft in Oesterreich und in Wien spielen zu lassen.

Aus der Internationale.

In den Tagen vom 22. bis 25. Juni wurde der Bundestag des Deutschen Arbeiter-Turn- und Sportbundes abgehalten. Er hat ziemlich Klarheit in den Beschlüssen gebracht. Der Bundestag hat sich berufen gefunden, mit den kommunistischen Quertreibern Schluß zu machen. Der Vertreter der sozialdemokratischen Partei, der Reichstagsabgeordnete Grippin, hat am Schluß der Tagung seiner besonderen Freude Ausdruck gegeben, daß nunmehr das Ziel des Deutschen Arbeiter-Turn- und Sportbundes klar aufgezeigt wurde und hat zugesagt, daß er in seinem Kreis dafür wirken werde, daß die Notwendigkeit der Arbeiter-Turn- und Sportbewegung Gemeingut aller Sozialdemokraten werde.

Keinen Alkohol auf Sportplätzen!

Der Askö fordert alle Verbände und Vereine auf, auf den Sport- und Spielplätzen den Alkoholkonsum zu bannen. Es gibt genug alkoholfreie Erfrischungsgetränke. Unter anderen hat uns die Gemeinde Böslau wieder zugesagt, daß sie den Arbeiter-Sportvereinen entsprechend entgegenkommen wird, wenn sie Böslauer Mineralwasser beziehen. Neben dem Böslauer Mineralwasser gibt es aber auch noch viele andere alkoholfreie Getränke, die die Kaufschiffe auf den Sportplätzen zu verdrängen haben. Alkohol und Sport vertragen sich nicht.

Die Herren Unternehmer betreiben damit eine für sie gewinnbringende Lohnpolitik. Erstens wird der Arbeiterkampf ein höherer Verdienst vorgetrieben, freilich ein Raubzug, der die Arbeiterschaft frühzeitig schwächt und schließlich mit der Arbeitsunfähigkeit des Arbeiters endet. Zweitens bleibt dadurch das Reservoire der Arbeitslosen aufgefüllt, was den Herren Unternehmern auch wünschenswert erscheint. Sie wissen, daß die Arbeitslosen indirekt die Bestrebungen in den Betrieben, die Verdienste zu erhöhen, beeinflussen.

Schemenartig jammern die Herren über die angeblich allzu hohen Löhne, die sie bezahlen müssen. Wenn aber eine bessere Konkurrenz eintritt und Arbeitskräfte benötigt werden, umgeht man gerne die amtliche Arbeitsvermittlungsstelle und nimmt mit Vorliebe Menschen vom Lande auf, obwohl immer über Leutenot auf dem Lande geklagt wird.

Wir haben die Absicht, die Verhältnisse in allen Betrieben zu veröffentlichen, wo fortwährend Ueberstunden und Ueberstunden mit 15 oder 20 Prozent oder gar nicht besser zu bezahlen. Natürlich ist auch die Arbeiterschaft, weil sie sich derartiges gefallen läßt, mitschuldig.

Ueberstundenarbeit, obwohl über schlechten Gehaltslohn geklagt wird! Ueberstundenarbeit, obwohl Tausende und Tausende Arbeitslose auf Arbeit warten!

Wir haben eine Gewerbeinspektion! Warum greift die Gewerbeinspektion nicht ein?

Unter solchen Umständen ist es begreiflich, daß die in der Wienerindustrie beschäftigte Arbeiterschaft des St. Pöltner Agitationsbezirk die Forderung nach einem neuen Vertrag gestellt hat. Mit Rücksicht auf die Verschiedenartigkeit der Erzeugung und Arbeitsmethoden in den Betrieben wurde die Ausarbeitung eines Rahmenvertrages beschlossen und am 29. Mai 1928 beim Industriellenverband überreicht. Wir waren uns bewußt, daß der Rahmenvertrag im Laufe der Verhandlungen Änderungen erfahren wird oder noch deutlicher gesagt, daß unser Entwurf die Grundlage bei den Verhandlungen bilden wird.

Einen wichtigen Bestandteil des Vertrages bilden die Mindestlöhne. Der Mindestlohn muß in einem Rahmenvertrag enthalten sein, um die unerste Lohngrenze festzulegen. Ueber Stunden- oder Grundlöhne, Akkordpreise oder Akkordregulierungen kann von Betrieb zu Betrieb oder von Industrie-Gruppe zu Industrie-Gruppe verhandelt werden.

Es kam die Antwort, für uns eine Ueberprüfung. Wir sollen unseren überreichsten Vertrags-

und einen neuen ohne Mindestverdienste überreichen. Inzwischen, daß wir über die sonstigen Lohnbedingungen betriebsweise verhandeln wollen; anders sieht es mit den Mindestverdiensten. Diese müssen in allen Betrieben gleich sein, weil der Mindestlohn soviel bringen soll, als zum Leben unbedingt erforderlich ist. Ein Rahmenvertrag ohne Mindestlöhne wäre für die Arbeiterschaft wertlos! Vielleicht kann man über die Höhe der Mindestlöhne verschiedener Meinung sein, nicht aber über die Notwendigkeit, soweit wir in Betracht kommen, weil die Mindestlöhne einen wirksamen Schutz für die Arbeiterschaft darstellen.

Die Arbeiterschaft der Metallindustrie unseres Bezirkes muß sich auf einen längeren Kampf vorbereiten.

Der Standpunkt des Industriellenverbandes allein kann für uns nicht maßgebend sein, weil auch wir mitzureden haben. Unsere Aufgabe muß es sein, für den Rahmenvertrag einzutreten.

Während der Industriellenverband die Aufarbeitung aller sozialistischen Gemeinden zu verhindern sucht, die technische Notwehr, wie die Streikbrecherbande genannt wird, ausbaut und die Auffüllung der Heimwehren finanziell und moralisch unterstützt, die Wahlfonds unserer Gegner subventioniert und kirchliche Institute, in denen der Geist der Arbeiterkinder verherdet werden soll, unterstützt, haben die Herren Unternehmer für uns kein Geld übrig.

Es gibt nur eine Antwort! Aufklärung! Aufklärung, veruchen wir die indifferenten Arbeiter zu gewinnen, Ausbau der Gewerkschaftsorganisation!

Gewiß eine nie endende, aufreibende Arbeit. Nehmen wir uns ein Beispiel, wie die Herren Unternehmer arbeiten! Wie die Herren für alles Zeit finden! Es sind uns Herren bekannt, die mit geistig minderwertigen Arbeitern nach Arbeitsluß oder an Sonn- und Feiertagen exerzieren, Marsch eins und Auf! und Nieder! üben, sich als Chargen der Heimwehr betätigen. Der Arbeiter muß „entzückt“ sein.

Der Herr Unternehmer als Rekrutenabrichter! Statt eines höheren Lohnes darf er exerzieren und kann auch als Streikbrecher arbeiten gehen. Dafür bekommt er einen Lohn: Er wird als Verräter der Arbeiterklasse gebrandmarkt für sein ganzes Leben.

Wir werden auch die Namen dieser Herren, soweit sie Unternehmer sind, auf-

zogen um den Beweis zu erbringen, daß die Heimwehr nur die Schutztruppe des Kapitals ist und mit „Heimatschutz“ nichts zu tun hat!

Die Bemühungen der Unternehmer müssen uns erstens zeigen, daß wir auf dem richtigen Wege sind, unsere Gewerkschaft sie zur Abwehr zwingt, zweitens daß wir noch mehr wie bisher für die Gewerkschaft arbeiten und für jenen Kampf ausgestatten müssen.

Nachdem der Rahmenvertrag in den nächsten Tagen nicht verhandelt wird, haben die Belegschaften mehrerer Betriebe beschloffen, Lohnforderungen betragsweise durchzusetzen, allenfalls zu erkämpfen.

Die Arbeiterschaft bei Grundmann, Schloßwarenfabrik in Dornbach bei Herzogenburg, Volktrath's Schraubenfabrik in Oberndorf-Herzogenburg, Herrn Grundmanns Schloßfabrik in Rohrbach a. d. Gölten, Herrn Ratsch's Brauerei in Rohrbach a. d. G. haben Forderungen überreicht. Die Verhandlungen bei der Firma Ratsch sind abgeschlossen. Mit den übrigen Betrieben wurden Verhandlungen gepflogen, ohne daß ein Abschluß zustande kam.

Vor allem könnten die Zugeständnisse der Mindestlöhne von uns nicht angenommen werden. In diesen Betrieben besteht noch der Vertrag vom Jahre 1923 plus Zulagen 1924.

Was fordern wir für Mindestlöhne? Der ausgeleitete Professionist soll 59 Groschen, der über 24 Jahre alte, vollwertige 95 Groschen erhalten. Der junge Hilfsarbeiter 36 Groschen, der über 20 Jahre alte 67 Groschen. Die junge Arbeiterin 36 Groschen, die über 20 Jahre alte Arbeiterin 48 Groschen per Stunde erhalten. Auch die übrigen Forderungen sind der Industrie-gruppe angepaßt und äußerst mäßig gehalten.

Die Herren Unternehmer „gehen“ angeblich zu Grunde“, wenn sie diese minimalen Forderungen bewilligen müssen. Mit Rücksicht auf die Konkurrenz sind sie außerstande, die Löhne aufzubehalten. Die Arbeiter müssen mit ihren gegenwärtigen Verdiensten, wenn der Konkurrenzkampf fortgesetzt werden soll, ihr Auskommen finden.

Nächstens werden die Herren eine Minderung des Verdienstes beantragen, um den Konkurrenzkampf fortsetzen zu können. Wir werden nun nachsehen, wo Herr Grundmann seine Schloßer und Frau Volktrath ihre Schrauben verkauft.

Ueber die Lohnverhältnisse in den Betrieben schreiben wir nächste Woche. Die Arbeiterschaft bei Grundmann in Rohrbach und Volktrath in Herzogenburg ist in den Streik getreten.

Zuzug von allen Arbeiterkafeterien ist strengstens ferne zu halten!

Die Betriebsräte aller Betriebe mögen auf diesen Streik aufmerksam machen und gleichzeitig die Namen jener Arbeiter notieren, die bei Volktrath, Schraubenfabrik in Oberndorf bei Herzogenburg, Streikbrecher geworden sind.

Diese Ehrenmänner sind ihren Arbeitskollegen in den Rücken gefallen und mögen zur Kenntnis nehmen, daß die ganze Arbeiterklasse sie verachten wird. Sie mögen aber auch glauben, daß ein Jahrtag für sie früher oder später kommt.

Die Namen der Streikbrecher sind: John Eduard, John Marie, Jezula Ernst, Ackermann Wilhelm, Böck Franz, Fischer Anton, Leitgeb Franz, Riegler Hans, Scharl Johann, Lerchenbauer Franz, Sauer Franz, Birkmayer Josef, Rogler Josef, Honeder Anton.

Die Arbeiterschaft bei Herrn Grundmann in Dornbach bei Herzogenburg streikt noch nicht. Ob bei einer Verhandlung noch ein Abschluß gefunden werden kann, wissen wir nicht.

Mit der Firma Wertich vormals Gerstl in Böhlwerk hat die Organisation voriges Jahr einen Vertrag abgeschlossen. Es bestehen ernste Differenzen, weil vertraglich festgelegte Vereinbarungen über das Entgelt nicht eingehalten werden.

Dazu kommt noch, daß die Arbeiterschaft Lohnforderungen stellte, und die Zugeständnisse seitens der Firma von der Arbeiterschaft abgelehnt wurden. Wenn bei einer neuerlichen Verhandlung nicht eine Vereinbarung zustande kommt, dürfte auch hier ein Streik kaum zu vermeiden sein.

Die Arbeiterschaft bei der Firma S. M. Wirth, Maschinenfabrik in St. Pölten, hat gleichfalls Forderungen überreicht. Im Jahre 1927 kam ein Vertrag zustande. Die Firma ist zu verhandeln bereit, jedoch im Einvernehmen mit der Firma eine Vertragskündigung nicht notwendig ist. Wenn bei den Verhandlungen ein annehmbares Ergebnis nicht erzielt werden kann, wird die Arbeiterschaft dazu Stellung nehmen!

Die Arbeiterschaft der Firma Heiter, jetzt Dr. Reitlinger, hat ein Memorandum für einen neuen Vertrag überreicht. Vor einigen Tagen wurde verhandelt, das Memorandum durchbesprochen und ist jedenfalls ein annehmbarer Abschluß zu erwarten.

Die Arbeiter und Arbeiterinnen der drei St. Leonhardwerke haben ebenfalls Forderungen gestellt. In Hainfeld ist ein Abschluß zu erwarten. In St. Leonhard hauptsächlich die Professionsisten Auforderungen ihrer Stundenlöhne überreicht haben, wurden die Forderungen abgelehnt.

Die Arbeiterschaft wird in den nächsten Tagen zu der Ablehnung Stellung nehmen. Von Furth haben wir bis zur Stunde noch keine Nachricht, ob Verhandlungen im Zuge sind.

Die Arbeiterschaft der Firma Wüster in Wieselburg hat die Zugeständnisse seitens der Firma abgelehnt und wenn nicht rasch eine neuerliche Verhandlung zustande kommt, bei welcher weitere Zugeständnisse erfolgen, wird auch hier der Streik nicht zu vermeiden sein.

Die Lohnforderungen der Arbeitskollegen von der Firma Müller in Traismaier wurden heute verhandelt und dürfte es zu einem Abschluß kommen.

Weiters sind die Vertragsverhandlungen für die Firma Moiss S. W. o. d. u. Comp., Automatenfabrik in Rainfeld und der St. Pöltner Weichseifen-, Stahlgieß- und Hammerwerke A. G. ausständig. In beiden Betrieben warten die Arbeiter auf die Verhandlungen.

In den allernächsten Tagen wird die Arbeiterschaft der Seinstahlwerke Traisen ein Memorandum für einen neuen Vertrag überreichen.

Wir teilen noch mit, daß in Wien, im Wiener Neustädter Bezirk, in Oberösterreich, in Steiermark sämtliche Vertragsverhandlungen einen Abschluß fanden und daß die Groß- und Kleinbetriebe in allen Bezirken bereit waren, nicht nur Verträge zu schließen, sondern auch Lohnaufbesserungen zu gewähren.

Die Metallarbeiter des Bezirkes müssen sich ebenfalls durchsetzen.

Die in der Metallindustrie beschäftigte Arbeiterschaft soll das Parteiblatt die „Volksmacht“ abonnieren. Wir werden jetzt von Woche zu Woche einen Bericht erstatten.

Die Metallarbeiter sollen nicht nur Mitglieder ihrer Gewerkschaft, sondern auch Leser des Parteiblattes sein.

Nach dem Heimwehraufmarsch in Amstetten.

Auch wenn sie in zehnfacher Zahl erschienen wären, hätten die Heimwehren den Zweck ihres Aufmarsches — zu imponieren und uns einzuschüchtern — nicht erreicht. Bedenkt man nun, daß die Heimwehren der Bezirke Amstetten, Waidhofen, Haag, St. Peter, Ybbs, Scheibbs und Gamsing zur Gänze aufgerufen worden und außerdem Heimwehren aus anderen Gegenden des St. Pöltner Kreises, aus dem Waldviertel und auch Oberösterreich und Steiermark erschienen sind, so mußte die Zahl der Aufmarschier recht kläglich an! Wir können es den Desperados der Heimwehr ja verraten, daß wir Ort für Ort und Station für Station unsere getreuen Beobachter hatten, so daß keinerlei Schönfärberei versagen wird! Wir vermögen genau nachzuweisen, von wo und in welcher Stärke die einzelnen Gruppen ausgezogen sind, von wem sie geführt wurden und aus welchen Schichten sie sich zusammengesetzt haben. Alles in allem wurden beim Amstettner Aufmarsch genau 2332 Heimwehrmänner in 58 Abteilungen, ferner 12 Musikbanden mit zusammen 252 Mann und 264 Wehrturner, insgesamt also 2848 Mann gezählt. Um sowohl die Augenwischerei als auch die erschreckliche Verantwortungslosigkeit der Führung den eigenen Leuten gegenüber aufzuzeigen, können wir noch beifügen, daß die Heimwehren zwar 14 Fahnen, Wimpel und Standarden, jedoch nur 5 Mann Sanität mit sich führten, die übrigens gegen jedes Recht die Abzeichen des roten Kreuzes trugen. Ganze zwanzig Minuten währte der Vorbemarsch der vereinigten christlichsozialen, großdeutschen und hakenkreuzlerischen Wehren, an deren Spitze, frei von jeder Führerfähigkeit, die selbsternannten „Generäle“ Sieder, Hintermaier, Scholz und Vogl zogen. Ein gar klägliches Bild, wenn man sich die wochenlangen hochtrabenden Zeitungsankündigungen vergewärtigt!

Würden auch wir so verantwortungslos gegen Volk und Staat sein und gleichfalls mit Streichhölzern an Pulverfässern zündeln, wahrlich, wir brächten aus dem selben Gebiet, obwohl es vorwiegend agrarisch ist, einen Aufmarsch zustande der sich sowohl an Menge als an Beschaffenheit von dem der Heimwehren unterscheidet. Vor

allem an Beschaffenheit: Wir brauchen zu Gruppenführern nicht solche zu beschaffen, die im Kriege enthoben waren oder bestenfalls in Kriegsgefangenenlagern, bei Verpflegsdépôts, Bahnhofskommanden, Munitions- und Pferdestaffel gebildet haben und nun, Heldenstum markierend, mit klimpernden Blech die eigene klopfende Brust überlötend, als Führer der Heimwehren durch die Straßen ziehn. — Es liegt uns ferne, uns militant zu gebären. Aber denen gegenüber, die uns ihre Stärke provokant vor die Nase führen wollten, sei es zur weiteren Abkühlung ihrer wirren Köpfe schon gesagt, daß die wirklich erfahreneren Frontsoldaten und die besten, vor allem auch jene, die die nötige Technik im allgemeinen und besonderen Nerven an teuflichen Maschinen stehen müssen, zu finden wären. Uns mangelt weder der Geist, mit dem wir eine bessere Zukunft bauen wollen, noch die Kraft jeden Versuch, uns in das Loch der Vergangenheit zu spannen, entschlossen zu vereiteln.

Also sie sind marschier! Sie konnten nach Amstetten nur kommen, weil uns wir — zum Unterschied von ihnen — noch nicht im Kriegszustand betrachteten und die Hoffnung auf eine demokratische Entwicklung unseres verwundeten Staatswesens noch nicht aufgegeben haben. Sie haben nicht die geringste Ursache sich nach diesem Aufmarsch einem Nachtrauf hinzugeben. Sie haben sich schwächer als wir glauben gezeigt. Darüber hilft auch der Umstand nicht hinweg, daß katholische Geistliche — ebenso wie im Kriege — nun auch die Fahnen des Bürgerkrieges weihen und in einer Feldmesse der Segen und Beistand des Himmels für den Waffensteg der Besitzenden, jatten „Christen“ gegen die friedlichen und besitzlosen angerufen ward. — Sie haben sich in körperlicher und moralischer Hinsicht mindestens auf lange Zeit verausgabt. In unserem Gebiet hat die Heimwehrbewegung mit diesem Aufmarsch ihren Höhepunkt überschritten! Das darzutun haben wir ja noch Gelegenheit, wenn die bürgerlichen Wochenblätter in üblicher Aufmachung bramarbasieren und die recht unreise Rede ihres Tiroler Steidle wiedergeben werden.

Unsere Genossen und Genossinnen aber danken wir für die muftergiltige Disziplin, mit der sie diesem Spiel mit dem Feuer gegenübergestanden sind.

Tödlicher Blitzschlag am Tamischbachturnm.

Schutzbund und Heimwehr.

In unserer letzten Ausgabe haben wir über das schreckliche Touristenunglück am Tamischbachturn berichtet, bei dem durch vier Blitzschläge ein Tourist getötet wurde und drei andere schwere Verbrennungen erlitten haben. Als Ergänzung zum Todebericht über den Arbeiter Ferdinand Alimberger aus Oberland erfahren wir nun aus Waidhofen, daß der Arbeiter Puhengruber aus Sief-lau

in das Krankenhaus Kottenmann und Bruno Gordon aus Weyr in das Krankenhaus nach Waidhofen in schwerem Zustand gebracht wurden, während der jugendgenosse Schmied aus Rosenau der Spitalspflege entbehren kann. Die vom Blitzschlag verschonten Arbeiter-touristen — es waren fast durchwegs Parteigenossen — riefen sofort nach dem Unglück den Sief-lauer Schutzbund zur Hilfeleistung an.

Sofort machte sich dieser auf den beschwerlichen Weg zum Unglücksplatz, geleitet in zwei Gruppen, deren eine den zerstückten Weg gangbar machte, auf dem die andere Gruppe den Abtransport des Toten, der drei Verwundeten und der übrigen Bedrohten besorgte. Dreimal hat der Schutzbund den fünfständigen Weg von Sief-lau auf den Tamischbachturn und zurück im schwersten Unweiser unternommen, bis der letzte der Touristen geborgen war.

Im scharfen Kontrast zu dieser prächtigen Haltung der Sief-lauer Schutzbündler stand die der Heimwehr. Gleichfalls zur Hilfeleistung angerufen, lehnte sie diese unmenslich mit der Begründung ab, mit dem Schutzbund nicht zusammenwirken zu wollen. Das zeugt von einer erschreckenden Herzensroheit, bedenkt man zumal, daß selbst im Hochgebirgskrieg, wenn furchtbare Elementarereignisse eintreten, auf kurze Zeit die verstümmte Menschlichkeit zwischen Freund und Feind erwacht, die Bestie im Menschen gewichen und die Waffen gesenkt worden sind. Daß diese primitivste Menschlichkeit hier nicht erwachte und die Bestie des Gegners erst recht in Erscheinung trat, läßt uns mit grauenhafter Deutlichkeit die Folgen der Volksverhetzung durch die Heimwehführer erst recht ermessen. Sie ziehen selbst die klare Scheidengrenze zwischen sich, den Unmenschen, und uns Menschen!

Den wackeren Sief-lauer Schutzbündlern, die nicht erst nach Rang und Namen und Parteizugehörigkeit derer frugen, die im unwirtlichen Hochgebirge schon das Opfer entfesselter Naturgewalten geworden sind oder es noch zu werden drohten, den Schutzbündlern, die spontan den Geboten der Menschlichkeit folgten, gebührt der schlichte aber tiefe Dank aller warmfühlenden Menschen, vor allem der Arbeiterschaft. Ebenso dem Pächter der Ennstaler Hütte, Rudolf Serbing, welcher die Rettungsarbeiten hingebungsvoll unterstützte.

Ein Priester wegen Religionsstörung angeklagt.

Am 5. Februar hielt der Jesuitenpater Kaspar Baudenbacher in der Stadtpfarrkirche in Ybbs unter zahlreichem Gläubigen eine Missionspredigt, in der er sich folgendermaßen über die evangelische Kirche äußerte: „Die Trauung zwischen einem Katholiken und einem Protestanten ist auch in der protestantischen Kirche geschlossen ungültig, da diese Kirche nicht geweiht ist, sie gleich einem Kuhstall, der ist auch nicht geweiht.“ Unter den Zuhörern hatten sich mehrere Protestanten befunden, die sofort ihre Kirchenbehörde verständigten. Von der St. Pöltner Staatsanwaltschaft wurde nun gegen den Pater die Anklage wegen des Verbrechens der Religionsstörung erhoben. Es heißt in der Anklage, daß der Jesuitenpater diese von vielen Zeugen bestätigte Äußerung am 12. Februar in der Stadtpfarrkirche gemacht hat und somit Einrichtungen und Gebräuche einer vom Staate gesetzlich anerkannten Kirche herabzuwürdigen versucht habe.

Der Beschuldigte ist schon einmal wegen deselben Delikts vom Landesgericht Klagenfurt im Jahre 1920 zu einer Arreststrafe verurteilt worden.

Der Angeklagte steht nun vor dem St. Pöltner Schöffengericht unter Vorsitz des Oberlandesgerichtsrates Dr. Rieß und leugnet, diese Äußerung gemacht zu haben. Durch viele Zeugenansagen ist er aber überwiesen.

Zwecks Einvernahme eines weiteren Zeugen wurde die Verhandlung verlagert.

Sittlichkeitsdelikte und kein Ende.

In Weidenau Nr. 12 wohnt ein Holzknecht mit Weib und Kind. Eines Tages wurde das siebenjährige Kind von kaum einem Meter Größe von dem Bauernknecht Johann in einen Heusack gelockt und auf die niederträchtigste Weise geschändet. Die Mutter erstattete sofort die Anzeige bei der Gendarmerie, die den Übeltäter dem Kreisgerichte St. Pölten einlieferte. Die Bauern in der Umgebung von Weidenau, christlich fromme Menschen,

waren nicht empört über die Schandtat ihres Knechtes, nein, der ganze Saß richtete sich gegen die Mutter des Kindes, weil sie die Anzeige erstattete. Das Haus Nr. 12 in Weidenau ist Eigentum der christlichen Bauerngenossenschaft. Unmittelbar nach diesem Fall bekam die Frau des Holzfällers die Kündigung. Der Knecht Johann Karner wurde von einem St. Pöltners Schöffsenrat unter unfer Vorstz des Vizepräsidenten Soos zu acht Monaten schweren Kerker verurteilt. Gleichzeitig fand eine Verhandlung unter Ausschluß der Öffentlichkeit gegen den Knecht Johann Franke aus Amstetten statt. Er hat ein elfjähriges Schulmädchen auf einem Waldweg überfallen und zu notzüchtigen versucht. Er wurde zu sechs Monaten schweren Kerker verurteilt.

Wegen Blutschande standen die Geschwister Anton und Angela B. vor dem Schöffsenrat. Die Verhandlung wird geheim geführt. Beide wurden zu je einem Monat schweren Kerker verurteilt.

Der Prozeß gegen die Ybbser Autobanditen in St. Pölten.

Die Untersuchung gegen die fünf Autobanditen, die Ende März einen Überfall auf die Irrenanstalt in Ybbs verübt hatten, wurde vom Wiener Landesgericht geführt. Mit Rücksicht darauf, daß die Beschuldigten in Wien ihren Wohnsitz haben, stellten die Verteidiger den Antrag, zur Durchführung der Hauptverhandlung das Wiener Landesgericht zu delegieren. Dieser Antrag wurde aber rechtskräftig abgewiesen und so werden sich die Autobanditen vor dem Kreisgericht St. Pölten, das nach dem Ort der Tat zuständig ist, zu verantworten haben. Sie wurden bereits am 27. Juni nach St. Pölten überstellt.

Glosse der Woche.

Der „Bauernbündler“ vom 30. Juni kann endlich berichten, daß der ehemalige Staatssekretär Stöckler — der schiffbrüchige Kapitän des Kaperschiffes „Bauernbank“ — von der Obmannstelle des n.-ö. Bauernbundes zurückgetreten ist. Es wurde eine Neuwahl vorgenommen, aus welcher hervorgeht, daß in der Leitung des n.-ö. Bauernbundes nicht nur Bauern, sondern unerfindlicherweise auch notorische Nichtstuer sitzen. Vor allem ist damit der Abgeordnete Höller aus Amstetten gemeint, der so berüchtigt ist, daß ihn selbst der „Bauernbündler“ nur als Abgeordneten „Holler“ kennt. Besser aber als seinen Namen scheint der Bauernbund Höllers Unfähigkeit zu kennen; er wurde nämlich zum Revisor gewählt.

Ybbstaler Kraftwagenunternehmung.

Auf den Linien Waidhofen—Ybbsitz, Waidhofen—Hieslwirt—Claryhof und Waidhofen—Böhlerwerk verkehrt seit Sonntag, den 17. Juni der moderne Autobus der „Ybbstaler Kraftwagenunternehmung“, welche eine gemeinsame Gründung der Gemeinden Böhlerwerk und Land Waidhofen ist. Diese merkwürdige Verkehrsverbesserung wird allseits lebhaft begrüßt. Ermäßigte Wochenkarten sind zum Preis von 5 Schilling, für Kinder zum Preis von 3 1/2 Schilling für 12 Fahrten zu haben. Der provisorische Fahrplan, der nach den zu sammelnden Erfahrungen umgestellt werden wird, liegt vielerorts auf.

Das Donaukraftwerk bei Ybbs.

Mit 2. Juli haben in Ybbs an der Donau die Kommissionsverhandlungen über das Projekt des großen Donaukraftwerkes begonnen, welche Verhandlungen zwei Wochen in Anspruch nehmen werden. Schon der Besuch des ersten Verhandlungstages zeigte, welches rege Interesse ist allen Teilen der Bevölkerung dem großen Projekt entgegengebracht wird. Dieser erste Tag war den allgemeinen Erläuterungen gewidmet. Der Verhandlungsleiter, Sektionsrat Saar, konnte die Vertreter aller in Betracht kommenden Ministerien und Körperschaften begrüßen. Mit Recht nannte er das projektierte Werk das gigantischste des heutigen Österreich.

Der Donauspiegel soll durch ein Brückenbauwerk um 9,5 Meter bei Donaukilometer 2060/3 gehoben werden. Eine 8 Meter breite Brücke soll in vier Spannfeldern zu je 48 Meter das Waldviertel mit dem Ybbsbecken verbinden und gleichzeitig eine ganz neuartige Stauungs-Konstruktion bewirken. Am linken Ufer sind zwei Schiffsschleusen vorgesehen, die, 230 Meter lang und 24 Meter breit, die Möglichkeit bieten, einen ganzen Schiffs-Schleppzug auf einmal durchzulassen.

Der Vertreter des Bundesministeriums für Handel und Verkehr begrüßte das Projekt besonders, weil es gerade in diesem bisher schlecht schiffbaren Teil der Donau errichtet werden soll und damit dem Verkehr besondere Vorteile eröffnet. Für die Finanzgruppe, welche aus der österreichischen Bodenkreditanstalt, dem Wiener Bankverein und einer Schweizer Bankerverbindung besteht, gab ihr Vertreter bekannt, daß die vorgesehene Strommenge — 145.000 PS, rund 8.000.000 Kilowatt — so groß ist als die Energien, die heute die „Newag“, „Dweag“ und „Stewag“ zusammen liefern. Die Rentabilitätsberechnungen haben ergeben, daß dieses Donaukraftwerk weit günstiger als das gleichfalls projektierte Ennskraftwerk sein wird. Schätzungsweise wird die Kostenhöhe (ohne Überlandleitungen) mit 100 Millionen Schilling angenommen. Die Bedeckung wird zu zwei Dritteln vom österreichischen Kapital aufgebracht. Auf eine diesbezügliche Anfrage erklärte der geologische Sachverständige, daß eine Grundwassererhöhung wohl im gewissen Sinne zu gewärtigen sei, jedoch erst durch präzise Untersuchungen an Ort und Stelle festgestellt werden könne.

Für alle, deren Grund durch den projektierten Bau berührt wird, ist es wichtig zu wissen, daß sie ihre etwaigen Einsprüche bis zum letzten Begehungstag, dem 14. Juli, vorbringen können. Mit voller Zuversicht ist jeder Teilnehmer von diesem ersten Verhandlungstag nach Hause gegangen und Tausende sind voll Hoffnung, besonders die Arbeiterchaft; bedeutet doch dieses Projekt eine Vermittlungsmöglichkeit auf Jahre und eine dauernde Hebung des wirtschaftlichen Lebens im Ybbser Gebiet.

Amstetten. (Eine neue Zeitung.) Im Blätterwald unserer Gauen ist ein neuer Strauch gewachsen, der „selbstverständlich“ nur „unparteiisch und unabhängig“ sein kann. Als Herausgeber, Verleger und Verantwortlicher zeichnet Herr Franz Kieklar, Buchdrucker in Amstetten. Im Geleitwort der ersten Nummer spricht er die Hoffnung aus, daß die „Amstettener Nachrichten“, wie er sein Blättchen bezeichnet, überall wohlwollende Aufnahme finden wird.

Leider können wir ihm diese Freude nicht machen und sind genötigt, uns eine kleine Kritik zu erlauben. Nicht aus Konkurrenz oder Neid, denn wir wissen nur zu gut, welche Lebensdauer diesen Treibhauspflanzen beschieden ist, aber um dem Herrn Schriftleiter gleich von Haus aus das Unaufrichtige seiner Arbeit vor Augen zu halten. In seinem Geleitwort sagt er unter anderem: „Unbeeinträchtigt von jedem Parteigetriebe wird unsere Zeitung immer nur den geraden Weg der Mitte gehen“. Oder: „Fern ist uns jede Art der Verhegung gelegen, möge sie von wo immer herkommen“. Und zum Schlusse: „Die Amstettener Nachrichten“ sollen in dem Heime eines jeden, ob Bürger oder Bauer, Arbeiter oder Angestellter, ihren Einzug halten und überall mit Befriedigung gelesen werden“. Diese Leitsätze klingen sehr gut und sind geeignet, dem oberflächlichen Leser wirklich mit Befriedigung zu erfüllen. Nun kommt aber eine große Unvorsichtigkeit des Verantwortlichen. Im ersten Artikel auf der zweiten Seite deklariert er sich schon. Jeder, der Zeitung zu lesen gewohnt ist, kennt auch schon seine Gesinnung. Er hat das Malheur, daß mit dem Erscheinen seiner ersten Nummer die Heimwehrtagung in Amstetten zusammenfällt, da kann er doch aus seinem Herzen keine Mördergrube machen. Wessen das Herz voll, dessen geht der Mund über. Wir lassen ihn selbst reden: „Ob Bürger oder Bauer, ob Arbeiter oder Angestellter, alle gehören sie zusammen, und alle hat auch die Liebe zur Heimat zu geschlossener Abwehr gegen jene verbunden, die auf Zerstörung der durch jahrhundertelange Entwicklung geschaffenen und erprobten Grundgesetze der bestehenden Ordnung hinarbeiten, dem Wahne sich hingebend, durch gewaltsamen Umsturz, durch Vernichtung des Bestehenden, glücklichere Zeiten für das Volk herbeiführen zu wollen“.

Also, ihr Arbeiter und Angestellte, das ihr es nur gleich von Haus aus wißt: Ein Rätteln an der von Gott gewoll-

ten Gesellschaftsordnung gibt es nicht. Sie ist seit Jahrhunderten erprobt und hat sich für das Kapital als richtig erwiesen, also darf daran nicht gerührt werden. Es ist doch so schön, wenn Tausende nicht wissen, wo sie ihr Haupt hinlegen sollen, oder wo sie Arbeit und Verdienst finden könnten, um den Hunger zu stillen; wenn Millionen Menschen Tag und Nacht schinden und arbeiten müssen, um den Herren Aktionären die Dividende zu verdienen. Es ist doch eine gerechte Gesellschaftsordnung, wo die schwangere Arbeiterin bis zu ihrer schwersten Stunde bei der Maschine oder hinter dem Waschtrog stehen muß, um die seidene Wäsche für die Fabrikantengattin rein zu waschen. Es ist eine von Gott gewollte Ordnung, in der die Arbeiter und Angestellten von frühesten Jugend bis zum hohen Alter, wenn sie es erreichen, schuften und rackern müssen, um sich durchzuhungern, während eine dünne Oberschicht der Menschheit nicht weiß, wie sie das aus Milliarden von Schweißtropfen entstandene Kapital vergeuden soll. Das müßt ihr Arbeiter und Angestellte immer bedenken. Daran darf man nicht rütteln. Und eben dazu ist die Heimwehr geschaffen worden. Unter Friemer und Seidle hat sie den Beweis bereits erbracht, daß sie eine Soldnerruppe des Kapitals ist, und jede — auch demokratische — Umänderung der Wirtschaftsordnung mit Gewalt hintan hält.

Daher sagen die „Amstettener Nachrichten“: „Allen Heimwehren ein herzliches Willkommen in Amstetten von der neuen unparteiischen Zeitung“. Und so wie dieser erste Artikel zeigt die ganze Seite die Tendenz der neuen Sumpfpflanze auf. Die Verurteilung von Bela Kun wird in Fettdruck gebracht, um den biederen Bürger zu beruhigen. Jeder vernünftige Mensch in Oesterreich weiß heute, daß es in unserm Staat fast keine Kommunisten mehr gibt, und daß die überwiegende Mehrheit der österreichischen Arbeiter von dieser Partei nichts wissen will. Aber es ist gut, wenn man dem unbeliebenen Bauernvolk und den Bürgern hinter ihrem Bierisch einen Schmus vorsetzt, und dabei den Arbeitern und denen die der Arbeiterpartei in Oesterreich angehören (es sind dies ja „erst“ 43 Prozent der Bevölkerung), eins anhängt. Diese Roten — und gegen die geht es ja, nicht wahr Herr Kieklar? — wollen ja die Gesellschaftsordnung abändern, die wollen ja, daß die Frau befähigt und geschätzt der Niederkunft entgegen sehen kann. Die wollen ja, daß die Kinder ohne Unterschied eine gute Schulbildung erhalten. Die wollen ja, daß der Arbeiter auch als Mensch und nicht als Lasttier behandelt wird, daß er Anteil erhält an dem, was er durch seinen Schweiß erschafft. Die wollen es ja, daß alle Arbeiter nicht betteln müssen und als Einzelgänger auf Mißhausen zu Grunde gehen. Über solchen Umsturz zu höherer Menschlichkeit darf es nicht geben und deshalb hat und um ein Geschäft zu machen, Herr Kieklar seine Zeitung gegründet. Vielleicht ist es schon zuviel Ehre, die wir diesem „unparteiischen Schriftleiter“ durch den großen Raum in unserm Blatte, den wir ihm gemidmet, erwiesen. Aber neue Replikten müssen betrachtet und gezeigt werden. Dies war der Zweck der Raumverschwendung.

(Antworten den Mißvergnügten.) Dem Mißvergnügten, der seine Felle davon schwimmen sah, antworten wir über seine Aufforderung im „Bole von der Ybbs“, daß die Darstellung der „Eisenwurz“ über die Bedingungen des Konfokorenbarlehens der Gemeinde Amstetten den Tatsachen entspricht.

Amstetten. (Auskleinerprüfung.) Die nächsten Prüfungen für Autolenker des politischen Bezirkes finden am Donnerstag, den 19. Juli in Amstetten statt. Gesuche um Zulassung zu diesen Prüfungen sind bis längstens 10. Juli bei der Bezirkshauptmannschaft einzubringen.

— (Eine Darstellung) über die Siedlungsgenossenschaft „Seim“ mußte aus Platzmangel zurückgestellt werden.

Wallsee an der Donau. (Kommt zu unserer Gründungsfest!) Sonntag den 8. Juli 1928 findet, wie schon mehrfach angekündigt, unser Gründungsfest statt, zu dem wir nochmals alle Parteigenossen und Genossen von nah und fern brüderlich einladen. Wir sind überzeugt, daß unsere Gäste angenehme Stunden in unserer Mitte verbringen und uns moralisch sehr wertvolle Hilfe durch ihre Unterstützung leisten werden. Willkommen in Wallsee!

Markt Ardagger. (Tod in der Sommerfrische.) Am 26. Juni kam im Galthof Steinbauer in Tiefenbach eine ältere Wiener Dame zum Sommeraufenthalt an. Beim Mittagstisch des nächsten Tages wurde sie von heftigem Unwohlsein befallen und erlag einem Schlaganfall. Die Toie wurde nach Wien überführt.

Ybbs-Markt. (Rund um den H.-W.-Tag.) H.-W.-Tag heißt nämlich Heimwehrtag und nicht etwa anders. Seht schon gar nicht, wo so vielen (Spieß-)Bürgern und ihren Untertäufeln der Kamm gewaltig schwillt und die stolze Helmbürst zum Zerplatzen voll wird, alles anlässlich der bevorstehenden H.-W.-Heerchau in Amstetten. Nun, wessen das Herz voll ist, dessen läuft der Mund über. Für heute nur einige Proben davon. Da wäre vor allem die Sonnenfeier des deutschen Turnvereines und die damit verbundene Fest- oder Feuerrede des Ing. Kiesel auf Gut Bogenhof zu erwähnen. Vor mehr als 300 Jahren haufte

am Bogenhof bei Ybbsbach Christian Weidinger, Bauernhauptmann und Führer der von den Gutsbesitzern zum Neuherrn getriebenen, rebellierenden hiesigen Bauern von Ybbsbach und Umgebung. Er dürfte nach der blutigen Niederwerfung des niederösterreichischen Bauernaufstandes 1597 gleich vielen anderen Bauernführern von Habsburgs Henkern martervoll hingerichtet worden sein. Der Bogenhof hat seither oft den Weizler gewechselt und ist heute ein herrschaftliches Gut. Der derzeitige Ing. Kiesel hängt jedoch an der Tradition, die freilich erst seit 1914—1918 datiert und von älteren, revolutionären Zeitaltern keine blaße Ahnung hat.

Dieser Mann, wie der Name beweist, ein sehr jung germanisierter Vollblutmagyar, hat in der Feuerrede die Ybbsbacher, die „deutschen Ybbsbacher“, wie er betonte, belehrt, was deutsch und was undeutsch und volksfremd ist; er hat gewarnt vor den roten bzw. jüdischen Volksführern, denen insbesondere die Jugend, die das Stahlbad des großen Krieges nicht gehärtet hat, verfällt. Nach Schluß der Rede wurde das Deutschlandlied abgesungen, wobei freilich der Text Hinderisse bereite. Mit dem traditionellen „Gott erhalte“ hätten sich eben viele leichter getan, aber es geht halt doch nicht, daß man sich ganz gehen läßt. Leider.

Dies hat der junge Nagl, angehender Galthofbesitzer, viel besser getroffen, indem er sich einen Fleischknecht hält; dieser Fleischknecht hat die Aufgabe, etwa sich in das Galthaus verirrende sozialdemokratische Arbeiter anzurempeln oder auch hinauszumerfen. Nachträglich brüftet er sich sogar noch offen (zu Herrn P.), bei ihm habe ein Sozialdemokrat nichts zu suchen. Ja ja, so weit kommt es, wenn einem der Vater wegstirbt, ehe man noch den Flegelejahre entwachsen ist.

Ein anderes Bild. Im Galthof Lintl ist zwischen Gäiten eine heftige Debatte über die H.-W.-Bewegung im Gange, wobei sich unter anderem der noch sehr junge Karl Hiesberger brüftet, daß die H.-W. auch noch etwas anderes als Stecken habe, wenn es losgeht (also Schießprügel). Die Frau Lintl sekundierte bei diesem Wortwechsel eifrig und sagte einmal: „In meinem Hause dulde ich keinen sozialdemokratisch organisierten Arbeiter!“ — Oho, aber erst seit neuester Zeit. Früher, als noch die Roten ihr Lokal beim Lintl hatten, da hat man sie nicht bloß geduldet, da war man obendrein noch recht froh, wenn man zwei Eisenbahner als Bettegeber nehmen konnte, um sie in dienstfreien Zeiten gehörig auszumühen. Noch eine zweite Behauptung hat diese feine Witkin aufgestellt; sie sagte nämlich wortwörtlich: „Baraber sind überhaupt keine Arbeiter, die sind vor mir Gauner!“ Da müssen wir schon fragen: Wer hat denn beim Molkereibau an den Arbeitern, an den Barabern das Meiste verdient? Nur der nächstliegende Galthof Lintl, der konnte sich damals finanzieren. Heute aber erfrecht sich die Witkin jene Leute, die sie damals abgescröpft, Gauner, schlechthin Gauner zu nennen! Arbeiter, merkt euch das gut!

Drei Tage vor dem Amstettener H.-W.-Tag hat man in Nagls Garten den H.-W.-Mitgliedern das „Gehen“ gelehrt. Es wurden nämlich Exerzierübungen abgehalten. Vielen sah man es an, daß sie sich dabei nicht sonderlich wohl fühlten. Aber der Zwang, der leidige Zwang...

Nun und am 1. Juli selbst! Da marschierte mit Musik die H.-W. zum Bahnhof. Und war die Schar mit Nationalakt und Hoyer als Ortsführer auch ansehnlich, man „sah“ viele, die nicht dabei waren. Bravo Bauern!

Und die Lehre? Arbeiter und Angestellte, merkt euch gut all jene Gewerbetreibenden und Kaufleute, die sich in diesen Tagen als Arbeiterfeinde, als verkappte Faschisten entpuppt haben. Keinen Groschen mehr diesen Leuten. Seid einig und schafft euch eueren eigenen Arbeiterkonsumverein! Damit trefft ihr die H.-W.-Macher an der verundbarlichsten Stelle, am Geldsack. Dann werden diese Bürgerkriegsschwärmer statt H.-W. bald „Hau-Weh!“ winseln.

Markt Ybbsbach. (Bildungswesen.) Vom Bildungsausschuß der sozialdemokratischen Kreispartei wurden der Lokalorganisation Ybbsbach als Grundstock zu einer Bücherei 70 gute, prächtige Bücher zur Verfügung gestellt. Dies wird unserer Bewegung gewiß sehr nützlich sein und ihr einen weiteren Impuls geben. Wir danken der Kreispartei für diese praktische Förderung des schwierigen Bildungswesens auf dem flachen Lande.

Markt Ybbsbach. (Aus der Gemeindegastube.) In der Sitzung vom 23. Juni 1928 wurden folgende Gegenstände behandelt: Punkt 1. Vergebung der Kanalisierung. Es wird einstimmig beschlossen, die Kanalisierungsarbeiten laut Kostenvorschlag an Baumeister Hans Schachner in Blindenmarkt zu übertragen. Bedingung ist, daß die hiesigen Arbeiter zur Gänze bei dieser Arbeit beschäftigt werden. Punkt 2. Genehmigung der neuen Feuerlöschordnung. Wird genehmigt. Punkt 3. Aufnahme in den Heimatsverband. Es werden folgende Personen in den Heimatsverband von Markt Ybbsbach aufgenommen: Johann Klein samt Frau Katharina, Hausbesitzer in M. Ybbsbach Nr. 84, und Marie Maurhofer, Hilfsarbeiterin, M. Ybbsbach Nr. 11. Punkt 4. Aufsicht vom Roten Kreuz, Zweigverein St. Peter i. d. Au. Es wird beschlossen, das Subventionsansuchen

obigen Vereines behufs Ankauf eines Rettungsautos abzulehnen. Punkt 5: Unfälle. Die Aufsicht der Stadtgemeinde Amstetten wegen Neubau des Krankenhauses in Amstetten wird zur Kenntnis genommen und wird neuerlich beschloffen, diese Angelegenheit nur im Einvernehmen mit der Gemeinde des Bezirkes St. Peter i. d. Au erledigen zu können. Die Aufstellung einer Turbinenpumpe im unteren Markte im Betrage von 500 Schilling wird beschloffen. Zum Schlusse bringt der Bürgermeister Leopold Schürz einen Dringlichkeitsantrag der sozialdemokratischen Gemeinderatsfraktion zur Verlesung, der die Beistellung der Erstlingswägen an Kinder von in Nischbach heimathberechtigten Frauen und Mädchen bezweckt. Es wurde einstimmig beschloffen, den Antrag bei der nächsten Gemeinderatsitzung auf die Tagesordnung zu setzen. Hierauf wurde die Sitzung vom Vorsitzenden geschlossen.

St. Peter in der Au. (Vom Schlachtfeld der Arbeit und der Schlamperie.) Bei der Dfnermühle hat sich am Vormittag des 21. Juni ein fürchterliches Unglück zugetragen. Josef Bachler, der 19jährige Pferdeknicht des Wirthschaftsbesizers Karl Birch, fuhr mit einer Ladung Getreide über die Holzbrücke, die über den Zauchbach zur Dfnermühle führt. Als der Wagen die Brücke passierte, brach ein vermorschter Teil derselben zusammen, wodurch der Knecht in die Zaucha fiel und so unglücklich an einen noch stehhaltenden Teil der Brücke zu liegen kam, daß das nachfolgende Pferd ihm den Brustkorb eindrückte. Trotz herbeigekommener Helfer konnte das junge Leben Bachlers nicht mehr gerettet werden. Zwei Tage vorher hat Bachler eine noch schwerere Last Getreide über dieselbe Brücke geführt, die damals noch standhielt, kann dies aber eine Entschuldigung für diejenigen sein, die für die Erhaltung der Brücke verantwortlich sind? Es kann doch niemandem die Vermorschung dieser Brücke entgangen sein. Warum hat man sie nicht rechtzeitig erneuert, sind Menschenleben wirklich billiger als einige Stämme Bauholz, die man jetzt schließlich doch aufwenden muß? Aber die Teilnahme für die Angehörigen des Verunglückten darf man nicht vergessen, die Schuldigen zur Verantwortung zu ziehen.

St. Pantaleon. (Bücherei.) Wie eine antehliche Reihe anderer Organisationen hat auch St. Pantaleon vom Kreisbildungsausschuß unserer Partei einen wertvollen Stock von 66 Büchern belletristischen, wissenschaftlichen und parteipolitischen Inhaltes erhalten. Darauf werden wir bemüht sein, weiter zu bauen, damit immer mehr und helleres Licht in unsere Hütten und in unser hartes Leben dringt. Den Dank an die Kreisbildungsstelle werden wir durch gesteigerte Arbeit für die Partei abstaten.

St. Valentin. (Erziehung, Hausierer und Lokalbedarf nach Reinlichkeit.) Das letzte Hochwasser hat einem hiesigen Gärtner einen Sachschaden von ungefähr 1.000 Schilling verursacht. Um ihm zu helfen, haben die Christlich-sozialen in der Gemeinderatsitzung vom 27. Juni für den Gärtner eine Zuwendung von 200 Schilling beantragt, während die Sozialdemokraten für eine höhere Zuwendung — zumal die Gemeinde nicht ganz unerschuldigt an den Hochwasserschäden ist — eingetreten sind. Unsere guten Schuldbürger machten sich aber die Ablehnung des sozialdemokratischen Antrages leicht: Erstens sind sie einfach die „Mehrer“ und zweitens, sagen sie, hiesse es statt zum Gleich zur Faulheit erziehen, wenn man den schwer geschädigten Gärtner in höherem Maße unterstütze. Nach diesem Erziehungsgrundsatz könnte man also fast sagen: „Reißt ihm noch die Süßigkeiten nieder, damit er noch fleißiger wird!“ Dieses war der erste Streich und der zweite folgt sogleich: Neulich ist unser Bürgermeister Schrottbauer, wie er sagt, einem jüdischen Agenten einer gut christlichen Fremdenverkehrsvermittlungsgesellschaft „aufgefressen“. Der Agent akquirierte beim Bürgermeister eine Werbe-Annonce für St. Valentin, wofür ein „Gebührenlah“ von 8 Schilling vereinbart wurde. Nun stellte sich aber nachher heraus, daß der Agent unter dem Gebührensatz den Preis einer Druckzeile verstand, während der Bürgermeister glaubte, daß die ganze fünfzeitige Annonce 8 Schilling koste. Die Gemeinde mußte also 40 Schilling für ihre Anpreisung bezahlen. Erboßt über jenen Agenten ließ Bürgermeister Schrottbauer im Gemeinderat einen Antrag stellen und annehmen, wonach nun das Hausiererverbot in strenge Erinnerung gebracht und von neuem affiziert werden soll. Uns dünkt, daß dieser Schlag gründlich daneben geht, erstens weil die Entgegennahme solcher Werbe-Inserate nie durch ein Hausiererverbot unterjagt werden kann, zweitens weil auch ein gültiges Hausiererverbot selbst den Bürgermeister nicht davor bewahren wird, wieder einmal irgend einem jüdischen Agenten einer christlichen Gesellschaft aus Unkenntnis jüdischer Praktiken aufzufallen. — In der gleichen Gemeinderatsitzung, in der die strenge Handhabung dieses Hausiererverbotes beschloffen wurde, hat unsere Mehrheit selbst einen Unfug begangen: Karl Stöckler, der Sohn des ehemaligen Staatssekretärs, will eine Autografi-Unternehmung errichten und hat deswegen bei der Gemeinde um den Lokalbedarf nachgefragt. Obwohl ein solcher Lokalbedarf nicht besteht, und obwohl alle Kopien von den Dächern pfeifen, daß das Autografiunternehmen eigentlich doch ein Taxiunternehmen sondern nur der „Rechtstittel“ für eine legale Steuerhinterziehung sein soll (Taxiunternehmen zahlen beträchtlich weniger Steuer als für andere Autos zu entrichten sind), hat der Gemeinderat doch und gerne dem Wunsch Stöcklers des Vaters, des Sohnes und des heiligen Geistes willfährig.

— Zum waschen, reinigen und baden gibt es in St. Valentin keine geeigneten Gelegenheiten. Es besteht — hoffentlich erschrickt unsere Mehrheit nicht! — ein Lokalbedarf an Reinlichkeit. Damit meinen wir, das ehedem die völlig unzureichende Badeanstalt, die man sicherlich richtiger als „Gemeindelavoir“ bezeichnen kann, ausgebaut wird. Beschaffenheit und Inhalt dieses Lavoirs ist nämlich so beschaffen, daß man den Eindruck empfangt, als ob sich alle Stöckler der Erde seit den lagenhaften Sanierungsjahren mit lehmiger Kriegseise zu waschen versucht hätten. Wir Sozialdemokraten halten auf Reinlichkeit, Frische und Gesundheit. Deswegen verlangen wir immer wieder, daß die Badeanstalt zeitgemäß ausgestaltet wird.

Kaidershofen. (Verderbnis in den Großstädten? — nein, am Lande!) Folgendes Sittenbild möge jenen vor Augen geführt werden, die fortwährend die moderne städtische Erziehung als Ursache der Verderbnis und Verrohung der guten Sitten hinstellen wollen. Binnen kurzer Zeit sind bei uns folgende Fälle durch die Gendarmerie angebedet worden: Raimund Plaimmer, Wenzel Marischek, Johann Langwieser, Karl Rindler und Karl Feistinger wurden der seit längerer Zeit betriebenen Schändung einer ansehnlichen Zahl von Schulmädchen überwiesen, verhaftet und dem Bezirksgericht Haag eingeliefert. Der Besitztochter Maria Schuster wurde eine Abreibung der Leibesfrucht nachgewiesen; sie wurde — weil eben der harte Paragraph solche vielleicht in größter menschlicher Bedrängnis getane Schritte grausam verfolgt, gleichfalls nach Haag eingeliefert, gegen Gelöbnis jedoch vorläufig freigelassen. Theresia Gassler wurde wegen Kindeswegleitung, der Markusmüller Franz Winkler wegen Exekutionserkennung verhaftet und dem Bezirksgericht eingeliefert. Unsere kleine Landgemeinde kann also recht wohl einen Vergleich mit einem Sünderbassel bestehen.

Ybbs an der Donau. (Vom Fürsorge.) Am 27. Juni fand im Ratssaal der Stadtgemeinde Ybbs eine Sitzung des Bezirksfürsorgetrates statt, bei der unter anderem ein Antrag einer Ortsfürsorgekommission verhandelt wurde, der darauf abzielte, die 13.80 Schilling betragende Rente für einen elfjährigen Knaben, dessen Vater im Weltkrieg fiel, um 20 Schilling zu erhöhen. Dieser gewiß nicht übertriebene Antrag löste seitens der christlichsozialen Mehrheit, die nur im Ablehnen Größe beweist, eine so lebhafte Debatte aus, daß man glauben konnte, es wäre mit seiner Annahme das Schicksal Desterreich besiegelt. Es bedurfte der wärmsten und entschlossensten Anwaltshaft der Fürsorgerätin Scheuch und Steindl (Sozialdemokraten), wenigstens eine Erhöhung um 10 Schilling durchzusetzen, was von der Herren Steinbeiß (Blindenmarkt) und Lagelsberger (Pegentkirchen) mit den sachlich unrichtigen und sozial unverständlichen Worten „So können leicht antrag'n und spendid sein, doch zahl'n ja ka Fürsorge, doch müß'n ja wir zohl'n“ kommentiert wurde.

Es ist kein Wunder, wenn diese Leute den Ansturm reden, daß nur sie die „Zähler“ seien. Sie sprechen es eben ohne Prüfung ihrem Nationalrat Geyer nach, der ja auch täglich und demagogisch erklärt, der Bauer stand müße zum größten Teil den Staat erhalten, während doch in Wirklichkeit 80 Prozent der gesamten Steuerleistung aus den Städten gezogen wird. Beim letzten Ybbser Bürgermeistertertag hat derselbe Geyer ja auch von seinen Getreuen verlangt, daß bei der Bemessung der Erziehungsbeiträge für Fürsorgekinder die größte Sparjamkeit angewendet sei. Es gäbe, fügte er bei, genug Bauern, die solche Kinder umsonst oder um eine Kleinigkeit aufnehmen würden. Bis jetzt ist aber der hilflose christliche Mann noch nicht mit diesem guten Beispiel, das er den anderen empfiehlt, vorangegangen. Vielleicht beherzigt er seine Worte, wenn demnächst seitens der Berufsvormundschaft eine Aufforderung vor allem an die Wirtschaftsbesitzer ergeht, solche arme Würmer zu sich zu nehmen. Da hat er dann, statt immerfort davon zu reden, die Gelegenheit, einmal „christlich“ zu handeln, eine Gelegenheit, die er übrigens auch ohne direkte Aufforderung hat. Seine Wirtschaft und seine Einkünfte vertragen das schon!

Freilich dürften solche Kinder nicht abgegeben werden, damit der „Wohltäter“ mit ihnen die Arbeit von Knechten und Mägden ersetzt; riffe solcher Unfug ein, daß die Fürsorge für arme Kinder zur Wohltat der Wirtschaftsbesitzer wird, dann glauben wir es recht gerne, daß viele bereit wären, solche Kinder in die Wirtschaft zu nehmen und auszunutzen, obendrein aber noch einen Erziehungsbeitrag einzustrecken.

Blindenmarkt. (Schändung.) Wegen Schändung eines Schulmädchens hatte sich kürzlich ein pensionierter Direktor H. A. des Blindenmarkter Telegraphenamtes vor dem Bezirksgericht St. Pölten zu verantworten; er wurde mit zwei Monaten Kerker bestraft. Jahre hat er sich ehrlieh gerackert, sich mü-

selig die Pension verdient und nun — sind das auch Früchte der modernen Jugenderziehung?

Hilm-Rematen. (Von uns Jungen!) Entflammten Herzens und die roten Fahnen schwingend, so durchzogen wir Jungsozialisten vereint mit vielen alten Genossen und Genossinnen am Samstag den 23. Juni Hilm-Rematen. Abend war es, die unermüdlichen Jugend-Ordner aus Waidhofen mit ihren stolzen Liedern und flotten, wuchtigen Märschen zogen durch den Ort zum Sportplatz. Die Dämmerung brach herein, einige Genossen verkauften Fackeln, andere wieder die Festabzeichen und dabei hieß es schon Aufstellung zum Fackelzug. Die Fackeln und Lampen wurden entzündet, dem Zuge voran unsere Arbeiterkinder in den Turnerleibchen, dann die Mädels und Burschen der sozialistischen Jugendbewegung, unsere bestebte und bei den Gegnern verhaßte Arbeiter-Musik-Kapelle, die Jugend-Ordner aus Waidhofen, die Arbeiter und Arbeiterinnen, die sich zum Sozialismus offen bekennen, dann der Republikanische Schutzbund als Abschluß des Zuges. Ein fröhliches Lied, gesungen von den Turnerkindern, und der Zug mit 550 Teilnehmern setzte sich durch ein dichtes Spalier mit Freundschaftrufen in Bewegung. Gar mancher Spießer mochte die Augen aufgerissen haben, als er die gewaltige Schar der begeisterten Söhne der Freiheit anmarschieren sah. Andere wiederum mochten vor dem Sturmwind, der aus den Herzen der Jugend kam und rüttelnd am Alten und Morschen die Gassen durchbrauste, ihre Kappen über die verstopften Ohren gezogen haben, bemerkten wir doch bei unserem Durchmarsch durch den Ort, daß manche die Fenster schlossen, die die Feiler der Republik nicht einmal mit einem Kranz Reifig begrüßten. Doch all das konnte unsere Freude nicht trüben, wissen wir doch, daß diese Herren es lieber sehen, wenn einige Jugend christlich-deutsche Turner oder Heimwehren aufmarschieren, die sie sich jedenfalls vom ganzen Kreis St. Pölten zusammenholten müßten. Wir als sozialistische Jugend wissen, daß uns eine Welt trennt vom Bürgertum und seinem blinden Anhang und wir begreifen diesen Haß.

Am Sportplatz angefangt, begrüßt Jugendgenosse Obmann alle anwesenden Jugendgenossen und -genossinnen. Hierauf begrüßte Bürgermeister Genosse Mathis alle anwesenden Republikaner im Namen der sozialistischen Gemeindevertretung und der sozialistischen Partei auf das herzlichste. Das Lied der Arbeiter-Marxistaise, gesungen von den Jugendlichen, erscholl und Genossin Sillek aus Sankt Pölten ergriff das Wort zur Festrede. Genossin Sillek sprach über die Entstehung der Republik und die Bedeutung für die Jugend, sowie über die Kämpfe, die unsere Abgeordneten im Parlament um des Lebens Notdurft und um die Verfassung der Republik führen müssen. Dann streifte Genossin Sillek auch die Agitation der christlich-deutschen Turner, die Vorbildung für die Heimwehr und Hakenkreuzler. Alle Anwesenden, ob Jung oder Alt, lauschten den Ausführungen der Referentin und brausender Beifall erscholl, als Genossin Sillek mit einem dreifachen „Hoch!“ auf die Republik schloß. Nach einer Rezitation, vorgelesen von Genossin Benda, und der „Internationale“, welche von allen Anwesenden gesungen wurde, nahm die schön verlaufene Feier ihren Abschluß. Einige Kommandorufe der Jugend-Ordner und alles suchte in später Nachtstunden seine Wohnungen auf, mit Ausnahme der Jugend-Ordner, welche die Nacht im Freien verbrachten.

(Dank der Jugendgruppe.) In die Bevölkerung von Hilm-Rematen ergeht hienit der wärmste Dank für den prächtigen Häuserfchmuck, sowie für die überaus große Beteiligung beim Fackelzuge, womit sie bekräftigen, daß auch sie ein großes Augenmerk auf die sozialistische Jugend werfen. Vorwärts mit vereinter Kraft der Republik der Arbeiter entgegen! „Freundschaft!“

Waidhofen a. d. Ybbs. (Ein galanter Wirt.) Vorigen Sonntag verirte sich eine kleine Gesellschaft von Arbeitern in ein Gasthaus in der Zelinkastraße, welches durch das Benehmen des Wirtes gegenüber der Ar-

beiterschaft nicht unbekannt ist. Von einem Spaziergang diesem Gasthaus zukehrend, nahm die Gesellschaft im Garten Platz. Es dauerte ziemlich lange, bis der aufmerksame Wirt die Gäste bemerkte, aber noch länger, bis diese das Gewünschte erhielten. Unterdessen kam ein Gewitter und jeder suchte das Innere des Gasthauses auf. Da auf einigen Tischen die Tafel „Reserviert“ zu sehen war, gingen die Arbeiter, um einem Konflikt auszuweichen, in das Nebenzimmer. Doch siehe da, auch das war dem Wirt wundermild nicht recht. Er forderte die Gäste auf, das Lokal zu verlassen, denn „für solche Gäste, welche im Jahr nur einmal kommen, habe er keinen Platz, übrigens habe er keine Post nach ihnen geschickt!“ Es wäre gut, wenn es recht viele solche Wirte gäbe. Wäre dies der Fall, so könnte vieles Geld zu Nützlicherem verwendet werden. Wie reimt sich aber die Haltung solcher Wirte zu den anerkennenswerten Bestrebungen zur Hebung des Fremdenverkehrs?

Waidhofen a. d. Ybbs. (60-jähriges Gründungsfest der freiwilligen Feuerwehr Waidhofen a. d. Ybbs.). Am 11. und 12. August 1928 begeht die freiwillige Feuerwehr der Stadt Waidhofen a. d. Ybbs ihr 60-jähriges Gründungsfest verbunden mit Bezirksfeuerwehrtagung und 40-jähriger Bestandesfeier des Bezirksverbandes Nr. 63, Waidhofen a. d. Ybbs. Das landschaftlich herrlich gelegene Alpenstädtchen Waidhofen a. d. Ybbs, welches ob seiner Gastfreundschaft weit über die Grenzen des engeren Heimatlandes bekannt ist, wird alles aufbieten, den Festgästen angenehme Stunden in froher Kameradschaft und geselliger Unterhaltung zu bereiten. Es ergeht daher schon heute an alle liebwerthen Kameraden und Feuerwehrfreunde die höfliche Einladung, an diesen Tagen die altherwürdige Eisenstadt an der grünen Ybbs zu besuchen. Die Feuerwehr selbst wird auch ihrerseits weitgehendste Vorsorge treffen, allen Festgästen den Aufenthalt zufriedenstellend zu gestalten. Die Ehrung dreier seltener Jubilare, Gründer-Mitglieder der freiwilligen Feuerwehr Waidhofen, welche für 60-jähriges verdienstvolles Wirken auf dem Gebiete der Feuerwehr- und Rettungswehrens ausgezeichnet worden, sowie die Weihe des neuen kombinierten Autorüstwagens mit eingebauter Kraftspitze (2000-Minutenliterlieferung), ferner eine Spritzenhaue der eigenen vier Räder mit ihren zwei Auto- und zwei Motorpumpen und der sonstigen vollkommen modernen Ausrüstung, welche die Schlagfertigkeit der Jubelwehr zeigen wird, werden dem Jubelfeste das Gepräge einer außerordentlichen Feuerwehrtagung geben. Wolken sich daher die verehrlichen Kameraden diese Tage für den Besuch des schönen Ybbstales vorbehalten.

Raffing bei Göfßling. (Wieder aufrichtung der Lokalorganisation.) Am Samstag, den 30. Juni fanden sich die alten und die neugeworbenen Mitglieder unserer Parteiorganisation in Raffing zusammen, um die Lokalorganisation Raffing, deren Mitglieder in den letzten Jahren der Organisation in Göfßling angeschlossen waren, wieder zu errichten. Als Referent war hiezu Genosse Pointner aus Göfßling erschienen, der in einfachen und überzeugenden Worten die politische Lage umriß, wirtschaftliche Fragen auseinandersetzte und unter Beifall die Notwendigkeit betonte, daß auch Raffing wieder seine eigene selbstgeleitete Organisation erhalte. Bei der nachfolgenden Wahl wurden die Genossen Roman Grießer und Johann Dörner als Obmänner, Johann Binder und Karl Haberfellner als Kassiere, Franz Mayer und Josef Gruber als Subkassiere und Josef Binder und Vinzenz Tanz in die Kontrolle gewählt. Für die Übernahme dieser Ämter wurde den Funktionären der Dank ausgesprochen wie auch diese versprachen, ihre ganze Kraft in den Dienst der jungen Organisation zu stellen. Genosse Koller dankte besonders noch dem Genossen Binder für die rege Werbekaktion in Raffing, die uns allein 30 neue Mitglieder brachte, mit denen es nun gelang, die neue Ortsgruppe zu schaffen. Die Kreispartei versichert die Raffinger Genossen ihrer möglichsten Unterstützung.

!! Zahlungserleichterung ohne Preiszuschlag !!

Warenhaus Marcus Enis, Graz

Filiale Amstetten

Schulstraße 24

Herren- und Damenkonfektion auch nach Maß
Textilien englische und schlesische Erzeugnisse
Schuhe, Teppiche, Matratzen, Bettgarnituren,
Steppdecken, Bettfedern etc.

Auf Wunsch Vertreterbesuch!

DIE QUELLE

Nr. 14

Arvie Aspinells Freund.

Von Henry Lawson (Sydney).

„Sagen Sie mal, alte Frau, wohnt hier Arvie?“

„Weshalb fragen Sie?“

„Hol' Sie der Teufel! Können Sie nicht auf eine anständige Frage eine anständige Antwort geben?“

„Ja, was unterstehen Sie sich denn eigentlich? Wie erlauben Sie sich denn mit mir zu sprechen, Sie Gassenjunge, Sie! Da werd' ich gleich mal den Polizisten holen lassen!“

„Hol' der Henker diesen Wächter! Sie denken wohl, daß ich mir was draus mache? Nicht so viel, als unter einen Nagel geht, aber einen Stock werde ich nehmen und Ihnen Ihre alte Bude über den Haufen schmeißen! Jawohl, das werde ich tun, Sie alte Kuh, Sie! Ich habe mich lediglich erkundigt, ob Arvie Aspinell hier wohnt. Beim heiligen Moses noch einmal, können Sie auf eine anständige Frage nicht eine anständige Antwort geben?“

„Was wollen Sie denn von Arvie? Kennen Sie ihn denn?“

„Das will ich meinen! Nicht wahr, er hat doch bei Grinder Bros. gearbeitet? Ich bin nur hergekommen, um ihm einen Dienst zu erweisen: aber jetzt tut mir's wahrhaftig leid, daß ich gekommen bin — verdammt will ich sein, wenn es nicht so ist — wenn einer so behandelt wird. Ich wollte dem Arvie bloß sagen, daß morgen, wenn er bis dahin nicht wieder in die Arbeit kommt, ein anderer Bursche seine Stelle besetzen wird. Ich sah es nicht gern, daß einer den andern um seine Stelle bringt. Ja, was ist denn eigentlich mit Arvie los? Ist er denn krank?“

„Arvie ist gestorben!“

„Jesus Christus! Beim lieben Herrgott, was reden Sie denn da? Bitte, teilen Sie dem Arvie mit, daß Bill Anderson gerne mit ihm sprechen möchte.“ — „O du mein Gott! Hab' ich denn nicht genug Jammer ohne einen solchen jungen Wicht da, der bloß gekommen ist, um mich zu quälen? Um Gottes willen, so gehen Sie doch schon und lassen Sie mich allein! Ich hab' Ihnen ja die Wahrheit gesagt, mein armes Kind ist gestern nacht an einer Influenza verschieden!“

„Wahrhaftig?“

Der zerfetzte junge Bursche gab jetzt einen leichten, langgezogenen Pfiff von sich, starrte die Johannesallee herunter, spuckte ein bißchen Tabaksaft aus, dann meinte er:

„Hilf Gott, alte Frau, wie mir das Leid tut. Ich habe es nicht gemußt. Wie sollte ich denn ahnen, daß Sie keinen Scherz gemacht haben?“

Er zog jetzt die eine Hand aus seiner Tasche, kratzte sich seinen Hinterkopf, schob seinen Hut so weit in den Nacken und widmete seinem zerfissenen Schuh am rechten Fuße seine volle Aufmerksamkeit. Dann drehte er den Fuß so, daß er auf seine Sohle schielen konnte und hob ihn bis zur Höhe seines linken Knies, umspannte den Fußknöchel mit seiner sehr schmutzigen Hand und betrachtete das Sohlenleder sehr kritisch, als ob er darüber nachfänne, wie lange es noch aushalten könnte. Dann spuckte er verzweifelt auf das Pflaster und sprach:

„Kann ich ihn sehen?“

Er stieg mit ihr über eine kleine Wendeltreppe aufwärts, in der furchtlosen Art, wie sich ein kleiner Aufschneider zu geben pflegt, aber sobald sie ins Zimmer traten, nahm er seinen Hut ab.

Er blickte umher und schien die offenkundigen Zeichen der Armut, die hier herrschte, wahrzunehmen — sie war seiner Klasse übrigens etwas Selbstverständliches — dann richtete er seine Blicke nach dem Orte, wo der Leichnam auf dem Sofa lag, mit einem Armensarge zur Seite.

Er betrachtete den Sarg mit dem kritischen Blicke eines Geschäftsmannes, dann schaute er auf Arvie, dann wieder auf den Sarg, als ob er berechnen müßte, ob der Sarg passe.

Die Mutter entblökte das weiße, schmale Gesichtchen des toten Jungen, und Bill trat näher

und blieb vor dem Sofa stehen. Er zog jetzt wie von ungefähr seine rechte Hand aus seiner Tasche und legte seine innere Handfläche auf Arvies eiskalte Stirne.

„Armer, kleiner Bursche!“ Bill murmelte es halb vor sich selbst hin, aber gleich, als ob er sich wegen seiner Rührung schämte, setzte er hinzu:

„War der Totenbeschauer schon hier?“

„Nein,“ gab sie zur Antwort, „ein Doktor hat ihn am Tag vorher gesehen — ein Totenbeschauer war nicht hier.“

„Das hab ich mir ja gleich gedacht, daß der Totenbeschauer noch nicht da war,“ meinte Bill, „weil ein Mensch, wo der Totenbeschauer einmal sein Amt verrichtet hat, immer so aussieht, als ob er verletzt worden wäre. Mein Vater hat zuerst ganz wie immer ausgesehen — als ob er ausruhen wollte, aber nachdem sie ihn sezirt hatten, da war es, als ob er verwundet worden wäre! Es hat das zwar niemand bemerkt, aber ich hab es ganz deutlich gesehen. Wie alt war denn Arvie eigentlich?“

„Elf Jahre.“

„Ich bin zwölf Jahre alt — das heißt, ich geh schon ins dreizehnte. Und Arvies Vater ist auch schon tot, nicht wahr?“

„Leider.“

„Genau so wie der meine. Er ist während der Arbeit gestorben, nicht wahr?“

„Ja.“

„Genau so wie meiner. Arvie hat mir erzählt, daß sein Vater irgend etwas mit dem Herzen zu tun gehabt hat.“

„Ja.“

„Genau so wie der meine. Ist das nicht ganz merkwürdig? Und Sie sind Aufwuschfrau in Bureaus und waschen daheim, stimmt es?“

„Ja.“

„Genau so wie meine Mutter. Und es ist nicht leicht, sich heutzutage sein Brot damit zu verdienen, stimmt es?“

„Das weiß Gott! Aber weiß der Himmel, was ich jetzt anfangen werde, seitdem mein armer Bub tot ist. Gewöhnlich stand ich um halb fünf auf, um die Kanzleien zu scheuern, und wenn ich das erledigt hatte, begann ich mein Tagewerk, Wäsche waschen. Und trotzdem macht es mir große Sorge, auszukommen.“

„Genau so wie meine Mutter. Ich denke, daß Sie da wohl tüchtig mitgenommen wurden, als man Ihren Mann heimbrachte?“

„Ach, gewiß. Bis zu meinem Tode werde ich es nicht vergessen. Wochenlang war mein armer Mann arbeitslos gewesen und gerade erst zwei Tage vorher, da er starb, hatte er die neue Stelle bekommen. Ihre Mutter hat wohl der Tod Ihres Vaters auch arg bestürzt?“

„Wahrlich ja! Einer der Arbeitskameraden, die meinen Vater tot nach Hause brachten, sagte: Ihr Mann ist tot, liebe Frau! Er ist nämlich ganz plötzlich zusammengebrochen! — Mutter sagte bloß: O du gütiger Gott! Genau so sagte sie es und dann wurde sie ohnmächtig.“

„Arme, arme, bedauernswerte Frau! Und jetzt ist auch mein kleiner Arvie gestorben! Was soll jetzt aus mir und den Kindern werden? Was werde ich nur anfangen? Barmherziger Himmel, läge ich nur selbst schon unter dem Rasen.“

„Raffen Sie sich auf, liebe Frau!“ meinte Bill. „Es hat gar keinen Zweck, über etwas zu klagen, was sich nicht ändern läßt.“

Er wischte sich mit dem Handrücken ein bißchen Tabaksaft von seinen Lippen weg und betrachtete die Flecken eine Minute oder länger. Dann schaute er wieder auf Arvie.

„Sie hätten ihm etwas Lebertran geben müssen.“

„Ach nein, den braucht er nicht, Ruhe, Ruhe brauchte der arme Bub! Und kräftige Kost.“

„Er war nicht sehr kräftig.“

„Nein, mein Kind war sehr schwächlich.“

„Ich weiß, ich weiß es. Schlecht haben sie ihn bei Grinder Bros. behandelt. Sie hatten ihn dorthin gesteckt, wo er überhaupt keine Aussicht hatte, etwas zu lernen. Fortwährend mußte er

die gleiche und immer die gleiche Arbeit verrichten, und er war nicht mutig genug, um die Chefs um eine Lohnerhöhung zu bitten, weil er Angst hatte, daß sie ihn weg schicken würden. Er konnte nicht boxen und die Burschen trieben ihren Spaß mit ihm. Sie erwarteten ihn draußen nach der Arbeit, um mit ihm ihre Witze zu machen. Ich hätte es ihnen nicht geraten, das einmal mit mir zu probieren! Aber er konnte nicht boxen. Selbstredend, denn er war körperlich recht schwach. Mich lassen sie natürlich in Ruhe, weil ich stark genug bin, einen Felsblock aufzuheben. Das war ja alles nicht Arvies Schuld. Ich denke, daß er aber dafür ein um so besserer Kerl war, wenn er auch keine Kraft hatte.“ Und Bill betrachtete den Leichnam mit väterlichen, milden Blicken.

„Gütiger Himmel,“ rief sie, „hätte ich dies je geahnt, lieber wollte ich gehungert haben, als mein armes Kind auf einem derartigen Posten um sein Leben bringen zu lassen. Mein armes, gutes, großherziges Kind! Niemals hat es sich je beschwert oder beklagt. Armer kleiner Arvie! Armes Kind!“

„Er hat Ihnen das nie erzählt?“

„Niemals, nicht ein Sterbenswörtchen über seine Stelle.“

„Du meine Güte! Das sollten Sie nicht so sagen. Vielleicht hat er es Sie absichtlich nicht wissen lassen, daß er seine Stelle nicht bestreiten konnte. Aber das war wirklich nicht seine Schuld. Sie sehen ja, daß er nicht genug kräftig war.“

Ein alter Druck, der über dem Bette hing, zog seine Aufmerksamkeit an. Er betrachtete ihn eine Weile mit kritischem Interesse:

„Wir haben auch ein ähnliches Bild wie dieses daheim. Wir haben einmal in der Johannesallee gewohnt, in dem Haus dort quer gegenüber. Gefällt es Ihnen hier in der Johannesallee?“

„Ganz und gar nicht. Wie soll ich meine Kinder da zwischen diesen elenden Häusern gesund erziehen? Aber woher das Geld nehmen, um eine bessere Wohnung zu finden?“

„Da haben Sie recht, daß hier ringsherum schreckliche Häuser stehen. Aber,“ versetzte er dann nachdenklich, „anderwärts werden Sie das gleiche antreffen. übrigen dient das den Kindern in einem solchen Viertel auch wie dieses; die werden bald gescheit, es schadet ihnen nicht. Es hat gar keinen Sinn, Kinder verblöden, wenn sie in der inneren Stadt erzogen werden. Aber Sie sind nicht zeitlebens schon in Sydney?“

„Nein. Wir sind vor etwa fünf Jahren aus dem australischen Buschland hieher gekommen. Mein armer Mann dachte, daß es ihm in der Stadt besser gehen werde. Ich selbst bin im Buschland aufgewachsen.“

„Das hab' ich mir gleich gedacht. Ja, ja, die Männer sind manchmal solche Toren. Ich, für meinen Teil, hoffe, sobald als möglich dort oben einen Posten zu finden. Wo werden Sie ihn denn begraben?“

„Morgen, in Rookwood.“

„Ich kann nicht kommen. Ich muß in die Arbeit gehen. Er hat wohl ein Begräbnis auf Gemeindegelände?“

„Was denn sonst?“

Bill betrachtete den Leichnam mit erhöhtem Respekt.

„Kann ich Ihnen irgendwie helfen? Schämten Sie sich nur nicht und sagen Sie es, bitte.“

„Nein, ich danke Ihnen, keinesfalls.“

„Also, ich muß jetzt gehen. Ich danke Ihnen, liebe Frau, für all die Mühe.“

„Aber was denn für Mühe, ein Kind? — Vorsicht auf der Treppe!“

„Die ist ja kaputt. Ich werd' Ihnen nächstens beim Vorübergehen ein Stück Brett mitbringen und sie in Ordnung setzen, wenn Sie wollen. Ich lerne nämlich das Zimmermannshandwerk. Ich kann schon beinahe selber eine Türe machen. Wenn Sie wollen, schicke ich Ihnen heut' noch meine Mutter her, damit Sie den Arvie zum Einsargen fertig macht und Ihnen hilfreiche Hand leistet.“

„Nein, ich danke. Ich denke, daß Ihre Mutter genug Arbeit und genug Sorgen selber hat. Ich will mich schon um alles kümmern.“

„Jedenfalls will ich sie aber zu Ihnen herschicken. Sie ist ein bißel grob, aber sie hat ein sehr weiches Herz. Und sie tut nichts lieber, als einen Leichnam für das Einsargen fertig machen. Leben Sie recht wohl, Frau.“

„Auf Wiedersehen, mein Kind.“
Er blieb nochmals bei der Türe stehen und sprach:

„Ach, wie weh ist mir ums Herz, Frau! Bei Gott, wie traurig bin ich jetzt! Auf Wiedersehen und schönen Dank!“

Auf der Treppe stand jetzt ein erschrockenes Kind und sah Bill mit großen und glänzenden Augen an. Er streichelte seinen Kopf und meinte dann:

„Hab' nur keine Angst vor mir, Kleiner!“
Und dann verschwand er rasch.

Ueber Riesen und Zwerge, Dicke und Dünne.

Von Ernst Mühlabach.

Seit Jahrhunderten werden auf Jahrmärkten und Volksfesten auffällig gestaltete Menschen ausgestellt. Soweit solche etwa als auf die Erde gelangte Bewohner unseres Nachbarplaneten Mars bezeichnet werden, ist daran natürlich phantastischer Witz und der sprichwörtlich gewordene Jahrmarktschwindel beteiligt. Mitunter, wie erfreulicherweise festgestellt werden konnte, immer seltener, werden barmherzige Mißgeburten vorgeführt, für die fürsorgliche Anstaltspflege natürlich geeigneter wäre als die Betreuung durch einen selbstjüchtigen Schauvorbefizier.

Manche zoologischen Schauobjekte der Gattung Homo sapiens interessieren aber auch ernste Wissenschaftler, besonders solche, bei denen gewisse Auffälligkeiten und Einseitigkeiten der Körperform gestörte oder einseitig veränderte Funktionen innerer Art vermuten lassen. Rasch emporstrebende, aber nicht geschlechtsreif werdende Riesen, bei fast voller körperlicher und geistiger Leistungsfähigkeit im Wachstum zurückbleibende Zwerge, plötzlich einsetzendes Dickwachstum der Knochen und Weichteile, besonders an den Enden der Gliedmaßen und gelegentlich am Kopfe, haben zahlreiche Fragen an den Lebensforscher gestellt. Und manche bedeutungsvolle, in der Heilkunde zur Anwendung kommende Antwort ist inzwischen durch die mittels zahlreicher Tierexperimente gerade in den letzten Jahren besonders von Biedl (Brag), Haberlandt (Zinnbrunn) und Steinach (Wien) geförderte Wissenschaft von den Drüsen mit innerer Sekretion (Auscheidung) gefunden worden.

Das Größenwerden des Menschen ist vom Längenwachstum der Knochen abhängig. Denn wenn das feste Gerüst nicht mehr der Länge nach ausdehnungsfähig ist, können auch die an ihm befestigten Muskeln und Sehnen und die sie durchdringenden Organsysteme nicht länger werden. Normalerweise besitzt jeder Längsknochen während der Wachstumsperiode eine mit zäher Knorpelmasse gefüllte Knochenjuge, aus der nach beiden Knochenenden hin neue Knochenmasse ausgeschieden wird. Nach Eintritt voller Geschlechtsreife, sicherlich mit unter dem Einfluß der aus den Pubertätszellen der Keimdrüsen ins Blut abgegebenen Sekrete, schließen sich dann die Knochenjugen und der Mensch gilt als erwachsen.

Neben anderen Drüsen der inneren Auscheidung ist an allen Wachstumsvorgängen eine kleine, nur wenige Gramm schwere Drüse besonders stark beteiligt, die in der Mitte des Schädels in einer vorn und hinten wie ein Türkenfahnen ausgewölbt und darum auch so bezeichneten Knochenvertiefung eingebettet liegt und wegen ihrer unmittelbaren Nachbarschaft zum Hirn den Namen Hirnanhang erhalten hat.

Ohne die Mitwirkung des Hirnanhangs wäre schon das embryonale Wachstum im Schoße der Mutter unmöglich. Aus dem winzigen Ei des Menschen von etwa ein Fünftel Millimeter Durchmesser und kaum feststellbarem Gewicht soll sich ein Kind von ungefähr einem halben Meter Länge und 6 bis 8 Pfund Schwere entwickeln; in kurzen neun Monaten wird also das Ausgangsgewicht vieltausendmal übersteigert. Diese außerordentlich große Wachstumsleistung ist nur möglich unter Mitwirkung des Hirnanhangs der Mutter. Sobald sich ein Menschenkeim in der Gebärmutter eingenistet hat, eilen von diesem gewissermaßen als „chemische Boten“ winzige Säftespuren auf dem Blutwege zum Hirnanhang der Mutter, dort die für das embryonale Wachstum unerläßliche gesteigerte Abgabe eines bestimmten Sekrets auslösend. Diese Zusammenhänge wurden auch durch Tierexperimente bewiesen:

als trächtigen Meerschweinchen der Hirnanhang operativ entfernt worden war, trat eine Störung und schließlich völliger Stillstand der embryonalen Entwicklung ein.

Während der letzten Periode der embryonalen Entwicklung beginnt der Hirnanhang des jungen Menschenkinde seine Eigentätigkeit und fördert von der Geburt ab im mannigfaltigen Wechselspiel mit anderen Organen das weitere Wachstum bis zum völligen Reife- und Erwachsenenstadium.

In einzelnen seltenen Fällen unterbleibt die normalerweise im Pubertätsalter einsetzende innere Tätigkeit der Keimdrüsen. Bei Menschen dieser Eigenart bleibt die Geschlechtsreife und die mit ihr innig zusammenhängende Entwicklung der typisch männlichen oder weiblichen Merkmale aus. Das kann unterschiedliche Ursachen haben. Wenn sich bei Körperzuständen dieser Art aber außerdem ergibt, daß sich die oben erwähnten Knochenjugen nicht geschlossen haben und ein weit über das normale Maß und die normale Zeitdauer hinausreichendes Längenwachstum der Knochen zu sich ununterbrochen übersteigernden Riesengestalten führt, dann trägt sicher eine übermäßige und viel zu lange anhaltende Tätigkeit des Hirnanhangs die Schuld daran. Im Röntgenbild des Schädels solcher Menschen dokumentiert oft ein auffällig weiter Türkenfahnen das Vorhandensein eines übernormal entwickelten Hirnanhangs.

Ein in der geschilderten Weise aufstrebender, im Hinblick auf die mangelnde Reife aber doch nicht vollwertiger Mensch war der Riese Mächnow, der in früheren Jahren auf Jahrmärkten gemisses Aufsehen erregte. Er starb in verhältnismäßig jungem Alter an der Lungentuberkulose, die in seinen vom lang aufgeschlossenen Brustkorb, über dessen ungenügende Entwicklung auch der in den Schulterpartien mit dicken Wattelagen ausgepolsterte Paletot nicht hinwegtäuschen konnte, eingekengten oberen Lungenflügeln schon frühzeitig Eingang gefunden hatte. Jedenfalls haben Menschen dieser Art durchaus nichts Imponierendes an sich; sie sind vielmehr unvollkommene Geschöpfe, denen wir aus wissenschaftlichen Gründen mit Interesse, zugleich aber aus menschlichem Mitgefühl auch mit Bedauern begegnen.

Gletscherpalten im Polareis.

Von Douglas Rawson.*

* Mit besonderer Erlaubnis des F.-M.-Broschhaus-Verlages Leipzig, wurde dieser Bericht des berühmten Südpolforschers, der zurzeit anlässlich einer Kongressreise in Berlin weilte, dem spannenden Reisebuche „Leben und Tod am Südpol“ von Douglas Rawson entnommen.

Während wir ein schneereiches Tal passierten, hörten wir einen Laut wie von dumpf dröhnenden, weit entfernten Kanonen. Diese Erscheinung stand jedenfalls mit Senkungen der Oberfläche in Verbindung. Allem Anschein nach hatten sich große Höhlen unter dem Schnee gebildet, so daß die Eisdecke sich unter der Belastung durch uns und die Schlitten senkte und die eingeschlossene Luft ausstieß. Um Mitternacht schlugen wir in einer Höhe von 570 Meter Lager.

14. Dezember. Das Wetter war sonnig, die Temperatur 6 Grad unter Null. Merz und ich hörten mit Freude, daß Minnis gut geschlafen hatte und sich viel besser fühlte. Unser Marsch wurde zu Mittag durch eine Breitenmesse unterbrochen; dann eilte Merz auf seinen Schneeschuhen, Studentenkieder singend, uns wieder voraus. Die Hunde zogen eifrig und gut. Alles ging endlich einmal ganz, wie wir es uns wünschen konnten, und der Zeitpunkt war nahe, an dem wir uns heimwärts wenden wollten.

Merz war ein gutes Stück voraus, als ich sah, daß er den Schneefußstock hob und dann seinen Weg fortsetzte. Dies war das Zeichen, daß etwas nicht in Ordnung war.

An dem von Merz bezeichneten Punkte bemerkte ich nichts Außergewöhnliches. Ich setzte mich auf den Schlitten und begann die Breitenmessung auszurechnen, die wir an diesem Tage ausgeführt hatten. Als ich einen Augenblick später zu Boden schaute, merkte ich die leise Andeutung einer Spalte. Es war eine von hundert ähnlichen, die wir gekreuzt hatten, und schaute gar nicht besonders drohend aus. Trotzdem wendete ich mich rasch um und rief Minnis ein Warnungswort zu; dann dachte ich nicht weiter daran. Minnis, der neben seinem Schlitten hart hinter dem meinen schritt, hörte den Ruf, denn beim Umdrehen sah ich, daß er die Leithunde sofort zurückhielt und so lenkte, daß sie die Spalte nicht schräg, wie ich es getan, sondern geradeaus überqueren mußte. Dann fuhr ich in meiner Arbeit fort.

Kein Laut ertönte hinter meinem Rücken, nur das leise, klägliche Gemiscl eines Hundes, das ich für die Antwort auf einen Beiföhrenhieb Minnis hielt. Ich entsinne mich noch, daß ich George, dem faulsten Tier meines Zuges, zurief: „Du wirst auch noch was zu kosten kriegen, George, wenn du nicht aufdack!“

Als ich wieder umschaute, geschah es infolge des besorgten Blickes von Merz, der sich umgedreht hatte und stehen geblieben war. Hinter mir nichts zu sehen, nichts als meine eigene Schlittenspur, die sich in der Ferne verlor. Wo aber waren Minnis und sein Schlitten?

Hastig eilte ich auf der Spur zurück; ich dachte, irgendeine Bodenerhebung hindere die Aussicht. Leider war dem nicht so. Bald stand ich vor einem gähnenden, ungefähr dreieinhalb Meter breiter Loch der Oberfläche. Die Brücke einer Spalte war durchgebrochen. Zwei Schlittenspuren führten auf der einen Seite bis zu ihr, eine einzige sah man jenseits den Weg fortsetzen.

Halb von Sinnen, winkte ich Merz zu, meinen Schlitten zu bringen, auf dem ein Alpenfahl lag; ich beugte mich vor und rief in die dunkle Tiefe hinab. Kein Laut drang zurück, nur das Winseln eines Hundes, der auf einem zufällig sichtbaren Vorsprung tief unten hängen geblieben war. Das arme Tier hatte sich anscheinend das Rückgrat gebrochen, denn es trachtete, sich vorn aufzurichten, während das Hinterteil gelähmt herabhing. Dicht daneben waren die Überreste eines Zeltes und eines Weinsackes mit Nahrungsmitteln auf vierzehn Tage für drei Mann. Wir brachen die Zinbrücke ganz auf, beugten uns, durch ein Seil gesichert, vor und riefen in die Dunkelheit hinunter, in der Hoffnung, daß unser Kamerad noch am Leben sein möchte. Drei Stunden lang riefen wir unaufhörlich, aber keine Antwort kam zurück. Der Hund hatte zu winseln aufgehört und regte sich nicht mehr. Ein frostiger Luftzug drang aus dem Abgrund. Jede Hoffnung schwand dahin.

Warum war der erste Schlitten gut durchgekommen? Ich muß wohl besonderes Glück gehabt haben, da ich schief darüberfuhr, was den Durchbruch der Brücke nur erleichtert haben mußte. Die Erklärung scheint darin zu liegen, daß Minnis neben seinem Schlitten einherging, während ich auf dem meinen gesessen hatte. Das volle Gewicht eines in Bewegung befindlichen Fußgängers ist eine ansehnliche Belastung und genügte zweifellos, um die Wölbung des Schneedaches zu durchbrechen.

Mit einer Leine maßen wir die Entfernung des Vorsprunges, auf dem die Reste lagen. Sie betrug 45 Meter; zu beiden Seiten verlor sich die Spalte in der Dunkelheit. Es schien uns so furchtbar tief unten, und der Hund sah so klein aus, daß wir einen Feldstecher zu Hilfe nahmen; aber auch damit ließ sich nicht mehr feststellen. Alle uns zur Verfügung stehenden Töne reichten, zusammengebunden, nicht aus, um den Vorsprung zu erreichen, und jeder Gedanke an eine weitere Untersuchung oder an Rettung der Lebensmittel mußte aufgegeben werden.

Der unerwartete Schlag hatte uns betäubt. Wir fühlten, wie hilflos wir waren, als die wenigen Mittel, die wir für solche Fälle mitgebracht hatten, versagten. In solchen Augenblicken ist Tätigkeit das einzige Erträgliche, und hätte es eine noch so gewagte Möglichkeit gegeben, wir hätten sie unbedingt ergriffen, uneingedenk der Gefahr. Schweren Herzens und vor Jammer wie vor den Kopf geschlagen, wendeten wir unsere Gedanken mechanisch den nächstliegenden Dingen zu.

Auf dem uns gebliebenen Schlitten hatten wir Proviant, jedoch wie sich jetzt herausstellte, knapp für eineinhalb Wochen für Merz und mich und nichts für die Hunde. Unter anderem waren der Spaten und die Eisaxt verloren, aber zum Glück war eine Reservezeltbahn gerettet.

Töne übern Ozean.

Raum zwanzig Jahre ist es her, da war man, wenn man den schwanken Boden eines Schiffes betrat, vollständig von jeder Verbindung mit der Außenwelt abgeschnitten. Nachrichten erreichten einen nicht, man selber konnte keine geben. Man konnte sterben und verderben und niemand mußte darum. Auch als zuerst die drahtlose Telegraphie auf den Schiffen eingerichtet wurde, waren die Wirkungen zunächst nur sehr unerheblich, denn man konnte nur auf ganz geringe Entfernung telegraphieren und viele Tage auf See gingen hin, ohne daß ein einziges Signal im Telephon des Funkers hörbar wurde. Da hatten diese Beamten oft recht langweiligen Dienst. Es liegen Dienstberichte vor, nach denen sie, um sich die Zeit zu vertreiben, mit Pistolen auf Wanzen Jagd gemacht haben.

Auch spielte das Wetter bei jenen ersten Versuchen eine ausschlaggebende Rolle. Wie seltsam, daß zwei Dezennien das alles so grundlegend verändert haben! Hört man heute einen Funker erzählen, was er alles des Nachts in seinem Haupttelephon hört, so glaubt man sich in die Tropennacht mit ihrem vielstimmigen Stimmenchor versetzt. Zu Hunderten werden die Funkstationen hörbar — man kann mit den modernsten Empfangsapparaten zusammen die ganze Welt

hören! Auf dem Atlantischen Ozean hört man Musik aus Europa, Zeitungsnachrichten aus Südamerika, den Redner einer Volksversammlung in China und mitten dazwischen vielleicht plötzlich das Notsignal eines Schiffes, das um Hilfe ruft, aber unendlich weit entfernt sein kann, daß gar nicht daran zu denken ist, ihm Hilfe zu bringen. Doch seine rufende Stimme verhallt nicht mehr ungehört, sie dringt an das Ohr lebender Menschen, der Untergehende ist nicht mehr allein in seiner letzten Stunde. 45 Funkstationen senden heute täglich in der ganzen Welt das Zeitsignal aus. Haben wir uns je klar gemacht, was es für die Seefahrenden bedeutet, täglich die genaue Zeitangabe zu bekommen, die für die astronomischen Beobachtungen so wichtig ist? Der Schiffahrt ist damit ein ganz ungeheurer Dienst geleistet worden. Hinzu kommt noch, daß 250 Funkstationen, in allen Teilen der Welt, täglich meteorologische Mitteilungen ausfenden, ganz besonders für die Schiffahrt eingerichtet. Da mehr als fünfzehntausend Schiffe mit Funkanlagen versehen sind, kommen also diese Mitteilungen vielen Menschen zugute. Die Sicherheit auf See wird in ganz bedeutendem Maße dadurch erhöht. Sehr umsichtig ist außerdem eine neuere Einrichtung vieler Küstenstationen: die sogenannten ärztlichen Konsultationen durch Radio. Treten also auf einem Schiff Krankheitsfälle auf, so wird durch das Radio ein Arzt konsultiert. Die Krankheits Symptome werden geschildert, der Arzt stellt seine Diagnose und erteilt seine Behandlungsvorschriften. Manches Menschenleben konnte durch dieses rechtzeitige Eingreifen gerettet werden, manche Epidemie ist zu verhüten.

Die furchtbare Einsamkeit, die die Seele so manches Seemanns zerfressen hat, ist in ihrer schlimmsten Form aufgehoben. Es ist möglich, sich durch Radiobriefe mit seinen Angehörigen in Verbindung zu setzen, Funktelegramme zu senden und zu empfangen, man weiß also, was daheim geschieht, während bislang Ungewißheit, monatelanges Schwanken zwischen Furcht und Hoffnung das Los dessen waren, der die Meere befuhr, wie es die Männer darstellen, die dieses harte Schicksal erlebt. Wie schildert zum Beispiel der Seemann Knud Andersen in seinem schönen starken Roman „Das Meer“ so eine Unwetternacht am Kap Horn! „Hier herrschen uneingeschränkt die Einsamkeit, das Meer und die langen Sturmnächte. Hier laden weiße Böen den Seemann zum Tanz mit dem Tode, hier tönt das wochenlange Heulen der Weststürme, hier wird der Sommer in einer Morgenstunde um Wechnachten von bleichen Sonnenstrahlen durch eine zerfetzte, meergraue Wolkendecke geboren — und stirbt noch vor Abend unter einem jammernden Schnee-Orkan. Hierher sind Schiffe gesteuert, ausgerüstet mit schweren Gerätschaften, Sturmsegeln und unerschrockenen Männern. Hier mußten sie beidrehen bei dem ersten Schnäuser mit kaphornischer Saitenmusik in neuen steifen Manilabrasen, um nach wochenlangem, fruchtlosem Kampf es aufzugeben und mit zerfetzten Segeln und zerplitteter Takelung vom Wetter abzuhalten. Wieviele Schiffe sind nicht zu Havarien geworden mit einer verkommenen, zusammengebrochenen Besatzung, die glücklich war, das Leben behalten zu haben, und dankbar, noch ein Stück Rotmast und ein paar Segel zu besitzen, mit denen man nach Montevideo segeln konnte. Hier haben die Auserwählten der Nationen, ihre verwegene und abenteuerlustige Jugend sich die Sporen verdient. Hier sind die Gemüter geläutert — es sind Mannestränen am Kap Horn vergossen worden — hier sind einige geknickt und andere barsch, einsam und unzugänglich geworden wie die See-seite dieser Klippe, die Amerikas Vorgebirge gegen Süden bildet. Hier hat das Meer seine Söhne in tiefendnassen Kojen auf knapp bemessener Freiwache umhergeworfen, während durch eine zerfetztere Kooftür der Sturm die Wiegenlieder heulte, hier sind sie zu Rittern der schwindelnd hohen Rahennocken geschlagen. Kap Horn entblößt die Seele seiner Söhne, drückt seinen eifigen Stempel darauf und schießt sie erst dann hinaus in milderes Klima, wo eine gnädige Sonne auf Böse und Gute scheint, und wo es regnet über Gerechte und Ungerechte. Ja, selbst über den, der den Stempel des Kap Horn in seinem Herzen trägt. Auch über sie alle, Gott ist barmherzig.“

Wetternächte auf fernen Ozeanen — wenn sie auch nicht getilgt und ausgelöscht sind, so werden sie doch gemildert durch das Bewußtsein, daß Tausende von Tonwellen herüberkreuzen und Botschaft senden. Beziehung knüpfen, daß die Heimat ihre fernen Söhne nicht vergißt, sondern sie an sich binden möchte mit tausend Fäden und tausend Lockrufen. Die Barschheit des Wesens, die das Merkmal des Seemanns war, wird sich mildern, da seine Isolation weniger schroff ist. Töne über dem Ozean, Töne aus der Nacht . . . gnädiges Wunder, das Menschenseelen aufzurichten und zu heilen vermag.

Der Tiger.

Von Dhan Gopal Mukherdji.

Um 5 Uhr kam der Tiger, aber das Dorf war vorbereitet; in den Häusern brannten Feuer. Wir hörten den Tiger um das Dorf streichen, als gehörte es ihm. In der Nacht löschten wir die Lichter aus und schauten durch die Fenster ins Freie. Wenn auch der Mond etwa um 8 Uhr verblich, blieb doch so viel Licht, daß wir undeutlich sehen konnten, was draußen vorging. Der Tiger kam dorthin, wo er in der vorigen Nacht sein Opfer verlassen hatte. Wir hörten seine Klauen an den Knochen krachen, aber er hielt sich nicht einmal eine Minute auf. Mit einem Satz stand er uns gegenüber, wir konnten seine grünen Augen sehen und ihn brüllen hören, während er vor dem Fenster auf und ab ging. Wir strichen ein Zündholz an, und mit einem fürchterlichen Schrei sprang er fort und war nicht mehr zu sehen. Das Mondlicht war verschwunden, die Gegend in Dunkelheit und Schweigen gehüllt. Nun konnten wir die verschiedenartigsten Augen auf-flammen sehen, bald näher, bald entfernter, wie sie sich eben um das Dorf herum bewegten.

Dann hörten wir aus der Ferne das mitende Geheul des Tigers, worauf alle anderen Tiere tief in den Dschungel flüchteten, weit weg vom Zorn seines Gebietes. Indessen bekommt man es schließlich satt, Stunde um Stunde einen Tiger zu beobachten; daher gingen wir schlafen. Am nächsten Tage wagten sich die Dorfbewohner erst lange nach Sonnenaufgang heraus, und wir stellten fest, daß niemand ein Leid geschehen war, aber im Ort war ein richtiger Tiergestank, den die reine Morgenluft noch nicht zerstreut hatte. An jenem Morgen traf bei Thakur die Regierungserlaubnis ein, die ihm die Benutzung seiner Flinte zugestand. Das Dorf war außer sich vor Freude. Als aber Tage vergingen und der Tiger nicht zurückkam, verloren wir alles Interesse an ihm, und am achten Tage trafen mein Freund und ich Vorbereitungen für die Wiederaufnahme unserer Pilgerfahrt.

Als wir etwa um 2 Uhr nachmittags das Dorf verlassen wollten, stuzten wir bei dem Anblick der Dorfbewohner, die mit entsetzlichen Schreien in allen Richtungen wild durcheinanderliefen. Wir mußten sofort, daß der Tiger zurückgekommen war. Wir rannten auf das Dach und sahen von dort den Tiger auf dem kleinen Hügel stehen. Er schaute auf das Dorf und gähnte.

Die Dorfbewohner kamen zu Thakur und baten ihn, den Tiger niederzuschießen.

Thakur antwortete: „Warum geht ihr nicht und holt den Polizeirichter, damit er kommt und den Tiger erschießt?“

Aber die Dorfbewohner sagten: „Er ist zu jung. Er ist noch nicht ganz erwachsen. Wir können uns auf ihn noch nicht verlassen.“

Da sagte Thakur: „Gut, ich werde den Tiger für euch erschießen. Laßt mich allein, ich will meditieren!“

Er rief seinen Sohn und mich und sprach: „Wollt ihr mit mir gehen?“

Natürlich waren wir ob dieser Aussicht überglücklich. Radschahs Mutter erhob eine Menge Einwände, aber es gelang uns, irgendwie die Oberhand zu gewinnen.

Thakur sagte: „Nun laßt uns zehn Minuten meditieren, bevor wir gehen.“

Ich fragte: „Worüber sollen wir meditieren?“ Und er antwortete: „Haltet diese beiden Behrsätze in euren Gedanken fest und sitzet zehn Minuten still.“

Ich bin vollkommen.

Ich bin tapfer.“

Nach der Meditation nahm Thakur seine Flinte, lud sie und schritt hinaus. Wir gingen ans Flußufer, konnten den Tiger aber auf dem Hügel nicht entdecken. Wir überquerten den Fluß ungefähr 500 Ellen weit von der Stelle, wo der Tiger gewesen war und begannen dem Hügel zuzuwandern, in dessen Hängen sich der Tiger verborgen haben mochte. Wenigstens dachte dies Thakur, wir fanden aber nichts als zer-rissene Büsche. Durch hohe Gräser kamen wir zu einer Lichtung, doch immer noch war kein Tiger da. Vorsichtig suchten wir alles ringsum ab und endlich entdeckten wir unseren Feind. Er lag in tiefem Schlaf.

Ich glaubte, wir würden zusammen leise hingehen, dem Tiger den Gewehrlauf ins Ohr stecken und schießen. Thakur hatte sein Gewehr, wir hatten nichts in Händen. Das war ein wesentlicher Bestandteil der Abmachung. Er wollte uns nur dann mitnehmen, wenn wir ohne Waffe gingen, und da standen wir nun, zwei hilflose Knaben und ein Mann, der den Vorteil, daß der Tiger schlief, nicht nutzen wollte.

Er bedeutete uns, stehen zu bleiben. Als-bald fühlten wir, wie ein Schauer durch den Leib des Tigers lief. Wir mußten, dies war ein Anzeichen dafür, daß er im Schlaf die Gegen-

wart menschlicher Wesen roch. Zu meinem Erstaunen nahm Thakur einen Stein und schleuderte ihn nach dem Tiger; er fiel ihm mitten auf den Leib und so plötzlich wie Feuer aus Holz zuckt, fuhr der Tiger in einem Goldblitz auf. Er sah nach links und rechts, wandte dann den Kopf und erblickte uns. Ich konnte ihm das Erstaunen vom Gesicht ablesen. Seine Muskeln erschlafften für einen Augenblick, dann strafften sie sich. Thakur hob das Gewehr; der Tiger duckte sich. Aber Thakur schoß nicht.

Der Tiger stöhnte, als ob er zu sich selbst redete, und drehte sich um. Mit einem Gebrüll, das fast die Erde erschütterte, sprang er auf uns zu. Zuerst warf er den Kopf hoch, beinahe gerade zum Himmel empor, und der Schweiß stieg in die Luft. Währenddessen wurde das Schweigen durch einen mächtigen, widerwärtigen Ton, halb Schreien, halb Brüllen, gebrochen. Es war so, wie wenn man im Traum darauf wartet, daß ein Turm einstürzt. Der Tiger kam näher und näher. Plötzlich sahen wir eine rote Flamme vor uns und hörten einen betäubenden Lärm. In dem Augenblick, wo der Tiger einen Bogen gegen uns beschrieb, fiel er senkrecht aus der Luft herab.

Ich war so schreckgelähmt, daß ich es nicht faßte, daß der Tiger tot dalag. Mein Freund zog mich an der Hand fort und rief: „Komm! Schau, die Kugel ist ihm durch den Kopf gegangen.“

Ich ging zu dem verwundeten Tier hin. Es war nicht nur verwundet, es war tot. Ein leichtes Zucken lief nach seinem linken Hinterbein. Das war das Bein, das die Schramme von dem Schuß des Polizeirichters hatte.

Nachdem wir dem Abkalgen des Tigers zugeesehen und festgestellt hatten, daß er 9 Fuß in der Länge maß, den Schweiß nicht mitgerechnet, schickten wir uns an, unsere Pilgerfahrt wieder aufzunehmen. Aber vor unserem Ausbruch fragte ich Thakur, warum er den Tiger gerade auf solche Art erschossen habe.

„Kann man es denn irgendwie anders machen?“ fragte er zur Antwort.

Ich entgegnete: „Während du dich hier zehn Minuten in Gott versenktest, hätte der Tiger dort jemand den Garau machen können.“

Er antwortete: „Wenn du nicht meditierst, wie kannst du deine Furcht überwinden?“

Auf meine erstaunte Frage: „Was meinst du damit?“ antwortete er: „Kein Tier wird je getötet, wenn es nicht zuerst erschrickt. Du erinnerst dich an den Stier, der neulich getötet wurde. Der Tiger hätte den Stier nicht töten können, wenn er das arme Geschöpf nicht durch sein schreckliches Brüllen erschreckt hätte, und als er ihn einmal erschreckt hatte, war es für den Tiger leicht, ihn zu töten. Was sich in unserem Dorf ereignet hatte, geschah nicht darum, weil der Tiger so gefährlich war, sondern darum, weil wir uns alle dermaßen fürchteten, daß er uns beinahe schon tötete, bevor er kam und uns anfiel. Um dieser Furcht wegen verlangte ich von euch, daß ihr euch in Gott versenket, damit wir unsere Furcht bezwängen, ehe wir aus-zogen.“

„Aber“, sagte ich, „warum gingen wir nicht und töteten ihn, als er schlief, anstatt ihn auf-zuschrecken. Schuß das nicht neue Gefahren?“

„Nein“, antwortete Thakur. „Es ist das Ge-fetz der Hindus, daß man nichts, sei es auch noch so gefährlich, töten darf, ohne es zuerst zu war-nen. Das wäre sonst kein ehrlich Spiel. Ist ehr-lich Spiel zwischen Mensch und Mensch, so muß ehrlich Spiel auch zwischen Mensch und Tier sein. Und als ich den Stein warf und dem Tiger ein Warnungszeichen gab, wußte ich gleich, daß ich ihn töten konnte.“

(Aus dem bei Ritten u. Voening, Frankfurt a. M., erscheinenden Buch von Dhan Gopal Mu-kerdji „Wir pilgern zum Himalaya“.)

Wie man Atome beobachtet.

Von Dr. Bruno Borchardt.

Im Dieck-Verlag ist eine kleine Arbeit unseres Genossen Dr. Bruno Borchardt erschienen, die die Wandlungen der Atom-vorstellungen im Laufe der Jahrtausende behandelt. Das Buch gibt zunächst einen Begriff von den Atomvorstellungen bei den griechischen Philosophen, behandelt Elemente und Atome vom Mittelalter bis zum Beginn der wissenschaftlichen quan-titativen Chemie. Im Anschluß daran werden die modernen Vorstellungen von Atomen einer immer vollständiger werden Besprechung unterzogen. Wir geben aus dem Inhalt des Buches im folgenden einen Abschnitt wieder.

Rutherford, der große englische Chemiker, stellte zuerst eine Theorie des Atomzerfalles auf. Bevor wir darauf eingehen, wollen wir noch einige Worte über die Art des Beobachtens sagen, denn es handelt sich um derart geringe

Mengen, daß alle chemischen Versuchsmethoden völlig versagen.

Wenn man die Spitze einer Nadel in Radiumlösung taucht, so daß etwas Radium an ihr haften bleibt, und dann die Nadelspitze einen Zentimeter vor einem Schirm aus Zinkulfat hält, so sieht man im Dunkeln mit einer guten Lupe auf dem Schirm unaufhörlich Lichtpunkten aufschäumen und wieder verlöschen, und dieses Schauspiel dauert unverändert stundenlang. Jedesmal, wenn ein Alphateilchen, das nur den 150.000 trillionsten Teil eines Grammes wiegt, mit seiner großen Geschwindigkeit in der Schirm dringt, ruft es diese Lichterscheinung hervor. Mit einer Taschenuhr, deren Ziffern mit einer leuchtenden radioaktiven Substanz beschriftet sind, kann man im dunklen Zimmer die Alphateilchen in Masse einschlagen sehen, beständig glimmen die Lichtpunkte auf und verlöschen wieder, so daß das Ganze in einer beständigen Unruhe wie bei einem lebenden Wesen zu sein scheint. Man kann die einzelnen aufglühenden Punkte zählen und so berechnen, wieviel Alphateilchen, das sind Heliumatome, von einem Gramm Radium in der Sekunde ausgeschleudert werden. Durch eine sinnreiche Methode, die Rutherford 1909 erfunden hat, gelang es sogar, den Vorübergang jedes einzelnen Atoms selbständig aufzuzeichnen. Diese Methode ist noch vervollkommen worden, indem der Raum, den sowohl Alpha- als Betateilchen, also sowohl Heliumatome als Elektronen, durchfliegen, mit einer schwachsummenenden Lautquelle verbunden war, deren Laut jedoch nur übertragen wurde, wenn die elektrische Leitfähigkeit des Raumes während des Durchganges von Teilchen für einen Augenblick vergrößert wurde. Der schwedische Forscher Prof. Störmer beschreibt den Apparat, den er 1923 in Paris in der Ausstellung der Physikalischen Gesellschaft sah, und schildert die Wirkung mit folgenden Worten: „Jedesmal, wenn ein Heliumatom durch den kleinen luftverdünnten Raum flog, hörten wir einen dumpfen Schlag, als ob eine Kartoffel gegen ein Metalltablett geworfen wurde, und wenn ein Atom hindurchflog so schien es, als ob das Metalltablett von einer Erbse getroffen wurde. Dieses merkwürdige Bombardement konnte nach Belieben mehr oder weniger stark hervorgerufen werden, je nachdem die Experimentatoren den radioaktiven Stoff dem Apparat näherten oder von ihm entfernten; in einer hinreichenden Entfernung erreichten ihn die Alphastrahlen, das heißt die Heliumatome, nicht mehr, und wir hörten reine, durch die Elektronen hervorgerufene „Erbstöne“; brachten wir den Stoff dem Apparat näher, so kam der kräftige Schall der „Kartoffeln“ hinzu und zeigte an, daß nun auch Heliumatome hindurchgingen.“ Er fügte hinzu: „Wenn wir daran denken, daß diese kleinen Geschosse so klein sind, daß von den Heliumatomen 150.000.000.000.000.000 (lies 150.000 Trillionen) auf ein Gramm gehen und von den Elektronen noch über 7000mal mehr, so können wir sagen, daß wir das Märchen von dem Knaben, der das Gras wachsen hörte, verwirklicht haben! Das Ergebnis dieser Experimente war, daß ein Gramm Radium, befreit von den neuen radioaktiven Stoffen, die sich aus dem Radium stetig bilden, in jeder Sekunde 36 Milliarden Heliumatome ausstrahlt, und zwar Tag für Tag, Jahr für Jahr, ohne daß sich die Anzahl merklich verändert.“

Noch auf andere Weise sind die Bahnen, welche Alpha- oder Betateilchen durchlaufen, direkt sichtbar und sogar photographierbar gemacht worden, und zwar von dem englischen Forscher Wilson. Der in der Luft ständig enthaltene Wasserdampf ist ebenso durchsichtig wie die Luft selbst. Eine bestimmte Menge Luft kann aber bei einer bestimmten Temperatur nur eine bestimmte Wasserdampfmenge enthalten; sie ist dann, wie man sagt, mit Wasserdampf gesättigt und nimmt weiteren nicht mehr auf. Diese Sättigungsmenge ist größer bei höherer, geringer bei niedriger Temperatur. Verringert man also die Temperatur einer mit Wasserdampf gesättigten Luftmenge, so muß ein Teil des Wasserdampfes in Form flüssigen Wassers sich niederschlagen. Das geschieht in Form kleiner Tröpfchen, die dann als Nebel in der Luft schweben bleiben. Solche Nebelbildung wird außerordentlich erleichtert, wenn die Luft etwas Staub enthält, was immer der Fall ist, wofern die Luft nicht besonders gereinigt ist. Die Staubteilchen wirken als Nebelkerne, an denen sich die Wassertröpfchen schon bei geringer Temperaturerniedrigung bilden. Ebenso wie Staubteilchen wirken in dieser Beziehung aus Gasen, also die in ihre elektrisch geladenen Atome zerfallenden Moleküle der Luft, bezw. des Stickstoffs und des Sauerstoffes, aus denen die Luft ja ein Gemisch darstellt. Nun haben die Alpha- und Betateilchen die Eigenschaft, beim Durchgang durch die Luft diese elektrisch leitend zu machen, d. h. sie zu ionisieren. Es findet also beim Durch-

gang dieser Teilchen eine Zerspaltung der Luftteilchen statt, so daß aus je einem Gasmolekül ein positives und ein negatives Ion entsteht. Den Raum, der die mit Wasserdampf fast gesättigte Luft enthielt, nannte Wilson bei seinen Versuchen die Wolkenkammer; in diese ließ er Alphateilchen eintreten, welche die Luft ionisierten und auf ihrem Weg eine große Zahl von Gasionen bildeten. Nun wurde die Temperatur plötzlich erniedrigt, was leicht dadurch geschieht, daß man die Wolkenkammer mit einem anderen Raum, in welchem Luft von geringerem Druck enthalten ist, in Verbindung setzt. Bei dem entstehenden Überströmen der Luft und der damit verbundenen Volumenvermehrung tritt eine beträchtliche Temperaturerniedrigung ein, weshalb an den Ionen sich sofort Wasserdampf niederschlägt, so daß man in der Wolkenkammer feine Nebelstreifen sieht, die ganz direkt die Bahnen der Alphateilchen bezeichnen. Man kann diese Bahnen sogar durch plötzliche, im richtigen Moment eintretende, starke Belichtung gegen einen dunklen Hintergrund auf der photographischen Platte festhalten. Man hat so die Atome und ihre Bahnen ganz unmittelbar sichtbar gemacht und photographiert. Diese Photographie weisen nun ganz merkwürdige Eigenschaften auf. Zunächst sieht man, daß jeder Strahl ganz plötzlich aufhört, also eine ganz bestimmte Reichweite von nur wenigen Zentimetern besitzt. Aber weiter sieht man bei einigen Strahlen, daß sie kurz vor ihrem Ende eine plötzliche scharfe Umbiegung erlitten haben, wodurch die bis dahin geradlinige oder fast geradlinige Bahn einen Knick, einen kleinen Ansaß unter einem stumpfen Winkel bekommen hat.

Aus allen diesen Tatsachen zieht Rutherford den Schluß, daß ein Atom ein recht komplizierter Körper sein muß, der seinen Raum keineswegs völlig erfüllt, vielmehr müsse er so gestaltet sein, daß er von dem Alphateilchen im allgemeinen völlig ungehindert durchflogen werden kann. Alle Seltsamkeiten in den beobachteten Erscheinungen finden eine ungezwungene Erklärung, wenn man annimmt, daß ein Atom einen positiven geladenen Kern besitzt, der im Verhältnis zu dem ganzen Atom außerordentlich klein ist, und daß um diesen Kern in verschiedenen, verhältnismäßig großen Entfernungen Elektronen, d. h. negative elektrische Elementarladungen, kreisen. Ein Atom stellt demnach gewissermaßen ein Planetensystem im kleinen dar, wobei der Kern die Sonne vorstellt, während die Elektronen die Planeten sind.

Ein Besuch in Königgrätz.

Moos wächst auf den Denkmälern der Schlacht. Von Edgar Hahnwald.

Zwischen Jaromer und Königgrätz fährt der Zug an der jungen Elbe entlang durch die Ebene des nordböhmischen Kreidebeckens. Rechts der Strecke, weit übersehbar in ihrer schmucklosen Einförmigkeit, verdammernd im Flimmern des heißen Tages, breitet sich eine Landschaft, weithin verstreut, Denkmäler Klage und kriegerischen Ruhm verkündend: das Schlachtfeld von Königgrätz, die Walfstätt, auf der am 3. Juli 1866 die Vormachtstellung Österreichs im deutschen Bunde den vernichtenden Stoß empfing und Preußen sich die Hegemonie auf den Spitzen seiner Bajonette holte. Verstreut liegen die denkwürdigen Stätten: Sadowa, Ohlum, der Wiehewald, Langerhof, das Dorf, in dessen Nähe die „schöne“ Reiter Schlacht stattfand, über die Zahn in seiner Monographie über die Schlacht bei Königgrätz schrieb: „Wahrlich ein Schauspiel, auch eines Königs im vollen Maße wert!“

Über die Schlacht bei Königgrätz und über den deutschen Krieg von 1866 ist viel geschrieben worden. Die Bücher verstauben in den Bibliotheken, die Akten in den Archiven. Lassen wir den Staub unberührt. Es ist viel nützlicher, sich vom Sockel eines der vielen Denkmäler auf dem Schlachtfelde von Königgrätz aus den Lauf der Dinge zu betrachten.

Als Anlaß für den Krieg Preußens gegen Österreich, mit dem Bismarck im Plane seiner „Revolution von oben“ ganz kühl gerechnet hatte, kam der Streit um die Beute von 1864 gelegen. Die beiden Mächte, die den Krieg gegen Dänemark als Bundesgenossen geführt hatten, führten nun Krieg gegeneinander, und Österreich wurde geschlagen. Wir wissen, wie es so weiter ging: 1879 kommt unter Führung desselben Bismarck das deutsch-österreichische Schutzbündnis zustande; 1883 tritt Italien, mit dem Bismarck 1866 ein Angriffsbündnis gegen Österreich eingegangen war, dem nunmehrigen Dreibunde bei; 1914 ziehen Österreich und Deutschland „mit reinen Händen“ in den Weltkrieg; 1915 erklärt auch Italien den beiden „Bundesgenossen“ den Krieg; 1918 liegen Österreich und Deutschland besieg am Boden. Dänemark erhält Nordschleswig, einen Teil dessen,

worauf es 1864 verzichten mußte, durch Abstimmung zurück. Die preußischen, sächsischen und österreichischen Schlachtendenkmäler von 1866 um Gitschin, Königgrätz, Nachod, Trautenau, Totenmale brüderlichen Blutes, verwittern auf dem Boden einer tschechoslowakischen Republik, die sich aus den Trümmern Habsburgisch-Österreichs erhob, zwischen dem Staate, der bei Königgrätz geschlagen wurde, und dem, der ihn besiegte. Ein Witz der Weltgeschichte, der an Rudendorfs Ausruf „An die Jidden in Paulen“ erinnert: Beim Einmarsch der Preußen in Prag am 10. Juli 1866 verkündeten Maueranschläge des preußischen Oberkommandos den „Einwohnern des glorreichen Königreiches Böhmen“, daß sie durch den „Sieg der gerechten Sache ihre nationalen Wünsche gleich den Ungarn verwirklichen“ können. Sie haben es 1918 getan, und sie hätten sich dabei auf Bismarck berufen können.

Es gibt noch mehr solche Witze — nun müssen wir doch den Staub von alten Akten klopfen, oder vielmehr: Hermann Wendel hat es in den Archiven in Berlin, Wien und Belgrad getan und in seiner kürzlich erschienenen Schrift „Bismarck und Serbien im Jahre 1866“ (Verlag Otto Stolberg, Berlin) veröffentlicht, was dabei zum Vorschein kam: am 30. Mai 1866 depechierte Bismarck an den Konsulatsverweser Laubereau in Belgrad: „Falls der Krieg ausbricht, kann uns die Bildung eines Slavischen Korps (gegen Österreich) nur erwünscht sein“; am 30. Juli 1866: „Sagen Sie Türre (einem Unterhändler): Für jetzt Waffenstillstand; er möge Kräfte und Mittel für die Zukunft aufsparen“; am 21. August 1866 hieß Bismarck Laubereau der serbischen Regierung „unseren Dank“ ausdrücken und „unserer Bereitwilligkeit, die Gemeinschaft der beiderseitigen Interessen (lies: die Zerschlagung Österreichs) für die Zukunft zu betätigen.“ 1866 standen auf Bismarcks Schachbrett auch serbische Bauern als Reserve gegen Österreich — und 1914 . . .

Das Ergebnis? Vom Schlachtfelde von Königgrätz aus gesehen, gibt es kein „Ergebnis“. Die Kriege der Völker haben nie ein Ergebnis gehabt, das nicht schließlich durch einen neuen Krieg korrigiert wurde, nie ein Ergebnis, das nicht friedlich und reinlich zu haben gewesen wäre. Sie sind nutzlos und sinnlos gewesen wie die früheren Raubhalgereien der winzigen Nivalen innerhalb eines Landes. Und die Kriege der Kontinente werden nicht weniger sinnlos bleiben. Wir, Teilnehmer und Mitleidende des Weltkrieges, Sieger und Besiegte, erfahren es schon. Die Geschichte, in der die Kriege eine scheinbar wichtige Rolle spielen, führt selbst den Krieg ad absurdum.

Kriege wurden geführt, Kriege miteinander und Kriege gegeneinander. 1864, 1866, 1914 bis 1918, von 1870/71 hier gar nicht zu reden. Und jedesmal glaubten die Völker den Spielern am historischen Schachbrett, und jedesmal zogen die Soldaten singend ins Feld. Jedesmal tremolierten die Barden, und nach jedem Kriege setzten sich die Historiker hin und schrieben ein neues Kapitel „Weltgeschichte“. Wie sagt Theodor Lessing? „Geschichte als Sinngebung / des Sinnlosen.“

Es wächst Moos auf den Schlachtfelderdenkmälern, es wächst Gras über die Festungswälle von Königgrätz. Gutes, grünes Gras, in dem in der Mittagssonne junge Mädchen sitzen und die kurzen Sommerkleidchen über runde Knie zupfen. In den Rasenmatten klirrt der friedliche Lärm der Werkstätten, die sich dort eingemischt haben. In einem Festungsgewölbe baut eine Harmoniumfabrik ihre Instrumente. Ein Arbeiter probt ein halbfertiges Werk; die uralten Akkorde klingen wie Versuche zu Chorälen. In den sumpfigen Tümpeln um die Sternzacken der Festungswälle tönen die kleinen Leierkastenpfeifen der Unken.

Wir setzen uns in den Rasen und schauen hinaus in die weite, flache, flimmernde Landschaft. Leise umfängen von den sanften Klageklängen der Unken.

Gutes, grünes, kühles Gras! Wann darfst du alle Festungswälle der Erde überwachsen . . . ?

10.000 Worte auf einer Postkarte.

Als Paris im Winter 1870/71 belagert wurde, bedienten sich die Belagerten vielfach der Brieftauben, um Nachricht in die Außenwelt zu senden. Um eine der Schwanzfedern wurden Papierstreifen gebunden, die in äußerst kleine, nur mit Vergrößerungsglas zu entziffernder Schrift den Inhalt der Mitteilung enthielten. — Ein junger deutscher Graphiker hat es jetzt fertig gebracht, der Bericht über Lindberghs Fahrt von New York nach Paris in 10.052 Wörtern auf eine gewöhnliche Postkarte niederzuschreiben. Er schrieb mit einem harten Bleistift ohne Zuhilfenahme eines Vergrößerungsglases und brauchte zu der Arbeit drei Monate. — übrigen können Leser mit gewöhnlichen Augen diese Karte mit Hilfe eines Vergrößerungsglases entziffern. Diese Leistung ist ohne Zweifel ein Weltrekord im Mikroschreiben.